

DER FELS

Prälat Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos:
Gott wieder an die erste Stelle setzen!

195

Vikar Patrick Lier:
„Man muss Gott mehr gehorchen als
den Menschen“ (Apg 5,29) – Teil 1

202

Felizitas Küble:
Emilian Kowcz – Brückenbauer
zwischen den Völkern

204

Katholisches Wort in die Zeit

42. Jahr Juli 2011



INHALT

Prälat Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos: Gott wieder an die erste Stelle setzen!	195
Raymund Fobes: Meine Seele preist die Größe des Herrn.....	199
Vikar Patrick Lier: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29) – Teil 1.....	202
Felizitas Küble: Emilian Kowcz – Brückenbauer zwischen den Völkern	204
Dr. Eduard Werner: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Robert Schuman.....	206
Franz Salzmacher: In der Glaubwürdigkeitsfalle.....	207
Dr. Eduard Werner: Da kam die Referentin in Verlegenheit	209
Jürgen Liminski: Grenzen der Familienpolitik	210
Dr. Alois Epple: Den du, o Jungfrau, zu Elisabeth getragen hast – Rosenkranzbetrachtung.....	214
Mag. Josef A. Herget CM: 15 Jahre Institut St. Justinus	215
Auf dem Prüfstand	218
Zeit im Spektrum.....	220
Bücher – Leserbrief	222
Veranstaltungen.....	223

Impressum „Der Fels“ Juli 2011 Seite 223
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Begegnung Mariens mit Elisabeth (D-Initiale)

Lotte Eckener: Madonnen, Stadler Verlag, S. 47; gra-
duale Cisterciense des 14./15. Jhdt.

Fotos: 195 Bendikt XVI.: Licht der Welt, Herder Ver-
lag, Klappe; 196/197, 204 Archiv; 200 R. Fobes; 202
R. Gindert; 203 Br. Bernhard Bisquolm St. Otmars-
berg 8730 Uznach; 206 Küble; 208, 210-213 Limin-
ski; 209 Fe-Verlag; 214 A. Epple;

Quelle S. 224: P. Pfister in „Zeugen für Christus“ I S.
409/411

Liebe Leser,

Zeitungsüberschriften sagen etwas über die Befindlichkeit einer Gesellschaft aus. Es gibt derzeit kaum eine Zeitungsausgabe, in der nicht über den „Atomausstieg“ gesprochen wird. Nach Fukushima wird nicht nur über die ökologischen Folgen der Nutzung der Atomenergie diskutiert. Es sind die politischen Auswirkungen, die nach dem Zuwachs der Grünen in den letzten Landtagswahlen die Alarmglocken in den Zentralen der übrigen Parteien zum Läuten bringen.

Der Philosoph Robert Spaemann sieht seine Skepsis gegenüber der Atomkraft wegen der Unkalkulierbarkeit der Folgen bestätigt. Max Thürkau, Naturwissenschaftler und Fachmann auf dem Gebiet der Atomenergiegewinnung, gab 1967 seine Tätigkeit aus Gewissensgründen auf, als er einsah, dass „die Zerstörung der Welt und des Menschen“ durch die maßlose Anwendung technischer Möglichkeiten auf das Leben „zur Realität geworden war“. Thürkau war kein Träumer, sondern Realist.

Es gibt andere Felder der Forschung und ihrer kommerziellen Nutzung mit ebenso weitreichenden und unkalkulierbaren Konsequenzen wie in der Atomenergie, nämlich in der Gentechnologie. Das ist kein Plädoyer gegen die Forschung als solche. Wo sie dazu beiträgt, Krankheiten frühzeitig zu erkennen und zu heilen, ist das ein begrüßenswerter Fortschritt, nicht aber, wenn damit Wunschkinder mit bestimmten Eigenschaften erzielt werden sollen. Eine Politik, die Abtreibung, verbrauchende Embryonenforschung, Retortenbabys und demnächst womöglich Präimplantationsdiagnostik (PID) zulässt, hat nicht mehr die Kraft, Stoppschilder vor der Zerstörung menschlichen Lebens aufzustellen.

Wir leben in einer Zeit der falschen Etikette: Parteien mit dem C im Namen betreiben dieselbe Politik wie jene ohne C. Warum? Weil sich das Töten menschlicher Embryonen humanitär verbrämen und politisch verkaufen lässt. Vermarkten lässt sich das, wofür es einen Markt gibt. Die Menschen in der Bundesrepublik sind mehrheitlich für die legale Abtreibung. Warum sollten sie gegen andere Formen der Tötung menschlichen Lebens sein?

Max Thürkau hat aus seiner Erkenntnis die Konsequenzen gezogen. Niemand muss bei uns ohne moralischen Kompass leben. Die katholische Kirche gibt eine klare Orientierung. Wer dafür eintritt, wird in der jetzigen Situation womöglich eine negative Entwicklung nicht aufhalten. Es versuchen und kämpfen müssen wir trotzdem, und zwar mit allen Menschen guten Willens, damit die späteren Generationen sagen können: Sie haben alles versucht und sind bis an die Grenzen des Möglichen gegangen.

Im Schreiben zum Jubeljahr 2000 (Novo millennio ineunte, Ziff. 31) ruft Johannes Paul II. dazu auf, sich nicht „mit einem mittelmäßigen Leben zufrieden geben, das im Zeichen einer minimalistischen Ethik und einer oberflächlichen Religiosität geführt wird“. Der Papst fordert uns dazu auf, nicht die ausgetretenen Pfade von Jedermann zu gehen, sondern den Weg derer, die in der Sprache der Kirche Heilige heißen. Worin liegt die Faszination dieses Weges? Sie liegt darin, dass wir unsere normalen Grenzen überschreiten und hinter uns lassen. Wie attraktiv solche Menschen sind, zeigt die Seligsprechung von Johannes Paul II., zu der eineinhalb Millionen nach Rom gekommen sind. Ganz von sich aus!



Mit den
besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Gott wieder an die erste Stelle setzen!

Wege aus der „Gotteskrise“

Kardinal Walter Kasper zeigte sich von dem „Theologen-Memorandum“ vom 02.03.2011 „maßlos enttäuscht“, weil er darin einen „substantiellen theologischen Beitrag“ zu dem bitter nötigen „Aufbruch“ der Kirche in Deutschland vermisste. Er frage sich, wie man als Theologe an dem entscheidendem Befund vorbeireden könne, dass „die Kirchenkrise eine Folge der Gotteskrise ist“. Dieser könne man aber nicht mit Forderungen nach „verheirateten Priestern, Frauen im kirchlichen Amt und Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften“ beikommen.¹ Womit aber dann? – Dass Kardinal Kasper hier ganz im Einklang mit Benedikt XVI. argumentiert, unterliegt keinem Zweifel. Deshalb liegt es nahe, den Papst durch Peter Seewald selbst zu befragen, worin der Papst denn die „Gotteskrise“ sieht, und was die angemessene Antwort des Glaubens darauf wäre.² Wir wollen dabei fünf zentrale Perspektiven bedenken.

mehr nur in der Zeit nach Christus, sondern weit mehr schon wieder in der Zeit vor Christus befindet?“ (83f).

Benedikt XVI. erinnert zunächst daran, dass es ja ein besonderes Anliegen von Johannes Paul II. gewesen sei, „deutlich zu machen, dass wir auf den kommenden Christus hinschauen. Dass also der Gekommene noch weit mehr auch der Kommende ist, und wir in dieser Perspektive Glauben auf Zukunft hin leben.“ Er verweist dann auf seine Diskussion mit Jürgen Habermas in München 2004. Dieser habe gemeint, der „Schatz“, den die Kirche „in ihrem Glauben verwahrt“, sei für die säkulare Welt durchaus von Bedeutung. Habermas verstehe unter diesem Glauben vielleicht „etwas anderes, als wir“. Aber „der innere Übersetzungsvorgang“ dieses Glaubens „in das Wort- und Denkbild unserer Zeit“ könne nur gelingen, „wenn Menschen das Christentum vom Kommenden her leben“, wobei die „intellektuelle Überset-

zung“ die „existentielle“ voraussetze. Wie aber kann dies geschehen? Als erstes verweist der Papst darauf, dass es „die Heiligen“ seien, „die Christsein gegenwärtig und künftig leben, und aus deren Existenz heraus der kommende Christus auch übersetzbar wird, sodass er im Verstehenshorizont der säkularen Welt gegenwärtig werden kann. Das ist der große Auftrag, vor dem wir stehen“ (84f.).³

Peter Seewald stellt dann die Frage: „Warum herrscht in der Verkündigung ein so auffallendes Schweigen zu eschatologischen Themen, die doch im Gegensatz zu manchen kircheninternen ‚Dauerbrennern‘ tatsächlich von existentieller Natur sind und jedermann angehen?“ – Benedikt XVI. nennt dies „eine ganz ernste Frage“ und stellt fest: „Unsere Predigt, unsere Verkündigung ist wirklich einseitig weitgehend auf die Gestaltung einer besseren Welt ausgerichtet, während die wirklich bessere Welt kaum noch erwähnt wird.“

1. Der Glaube an den kommenden Christus

Das Evangelium beinhalte nach eigenem Verständnis, so Peter Seewald, „keine Botschaft, die aus der Vergangenheit kommt und sich erledigt hätte. Die Präsenz und Dynamik der Offenbarung Christi besteht im Gegenteil gerade darin, dass sie gewissermaßen aus der Zukunft kommt – und wiederum für die Zukunft jedes Einzelnen wie für die Zukunft aller von entscheidender Bedeutung ist.“ – Daran schließt er die Frage an: „Müsste die Kirche heute nicht noch weit deutlicher darüber aufklären, dass sich die Welt gemäß den Angaben der Bibel nicht



Hier müssen wir eine Gewissensforschung machen“. Natürlich versuche man, „den Hörern entgegenzukommen, ihnen das zu sagen, was in ihrem Horizont liegt. Aber unsere Aufgabe ist gleichzeitig, diesen Horizont aufzusprengen, zu weiten und auf das Letzte hinzuschauen. Diese Dinge sind ein hartes Brot für die Menschen von heute. Sie erscheinen ihnen unreal. Sie möchten stattdessen konkrete Antworten für jetzt, für die Drangsal des Alltags“. Aber diese Antworten, so Benedikt, „bleiben halb, wenn sie nicht auch fühlen und inwendig erkennen lassen, dass ich über dieses materielle Leben hinausreiche, dass es das Gericht gibt, und dass es die Gnade gibt und die Ewigkeit. Insofern müssen wir auch neue Worte und Weisen finden, um dem Menschen den Durchbruch durch die Schallmauer der Endlichkeit zu ermöglichen“ (208). Benedikt weist dann darauf hin, dass ja gerade deswegen die Messe ursprünglich nach Osten gefeiert wird, „zum wiederkommenden Herrn hin, der in der aufgehenden Sonne symbolisiert ist. Jede Messe ist deshalb das Entgegengehen auf den Kommenden.“ In der Feier der Eucharistie sollten wir uns deshalb „in die größere Wirklichkeit hineinfügen lassen, eben über die Alltäglichkeit hinaus“ (209). Deshalb ist es kein Zufall, dass Benedikt XVI. die „Erneuerung“ der Kirche nur dann für möglich hält, wenn wir die Liturgie mit Erfurcht, in Würde und auch mit dem Reichtum jener liturgischen Formen, Gebete und Gesänge feiern, die sich im Laufe der Kirchengeschichte entfaltet haben.⁴

2. Der Glaube an das Wirken des Heiligen Geistes

Wenn sich die Kirche nur in der Rückbesinnung auf die Wirklichkeit des dreifaltigen Gottes erneuern kann, dann ist auch die Frage zu stellen: Wie steht es um unseren Glauben an den Heiligen Geist? Gemäß den johanneischen Abschiedsreden Jesu hängt alles davon ab, dass er und der Vater den Geist senden, der uns „alles lehren und an alles erinnern wird“, was gemäß dem Willen des Vaters durch Jesus offenbar wurde (vgl. Joh 14,26). Peter Seewald fragt Benedikt XVI., wie es mit dem

Glauben an den Geist bei uns steht, ob er uns heute bewegt und trägt? Das Wirken des Geistes, so Benedikt XVI., bestehe darin, „dass der innere Kontakt mit Gott durch, mit und in Christus in uns wirklich neue Möglichkeiten eröffnet und unser Herz und unseren Geist weiter macht“. So „gibt der Glaube unserem Leben in der Tat eine weitere Dimension“. Wenn wir bekennen, an den Heiligen Geist zu glauben, so gehört zum Inhalt dieses Glaubens die Überzeugung, dass wir in der „Communio sanctorum“ leben, „dass wir alle irgendwie in einer tieferen Verbindung stehen und uns, auch wenn wir uns nie gesehen haben, erkennen, weil der gleiche Geist, der gleiche Herr in uns wirkt“ (207).

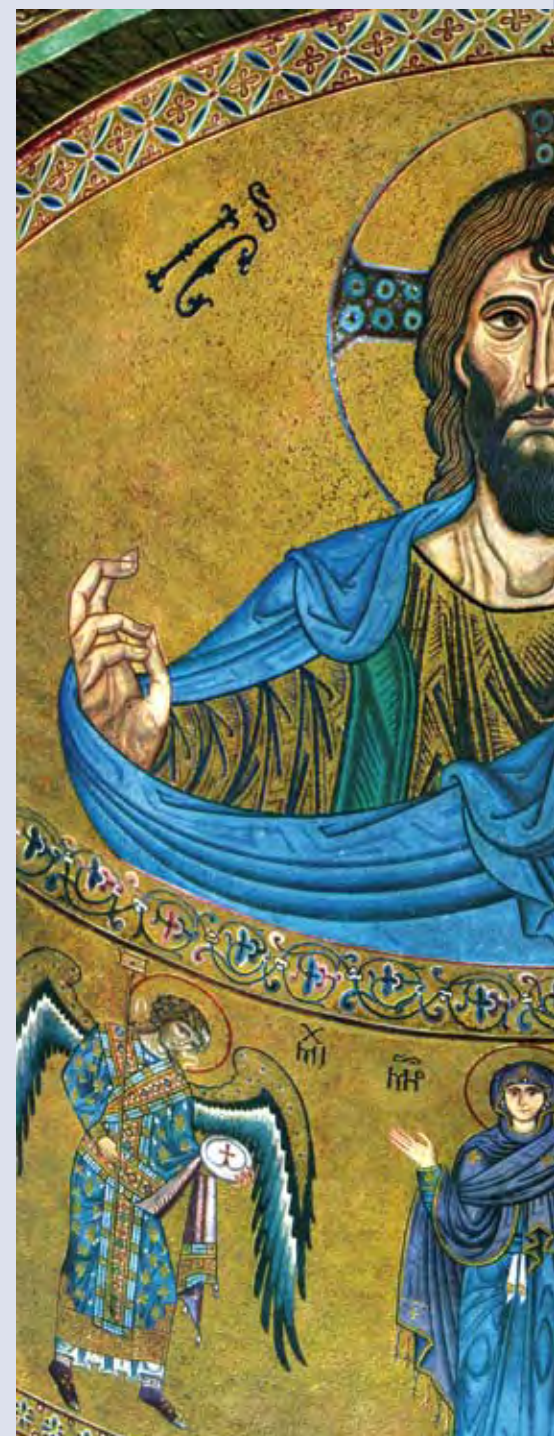
Bei der Schilderung der urchristlichen Mission weist die Apostelgeschichte mehrfach darauf hin, dass der Geist es ist, der die Kirche führt, der den Apostel Paulus etwa daran hindert, irgendwo hinzugehen oder ihn drängt, eine bestimmte Mission zu erfüllen (vgl. Apg 13,2-4; 16,6f). Im ersten Brief an die Gemeinde in Korinth, ist davon die Rede, wie der gleiche Geist in unterschiedlichen Gaben der Gläubigen wirkt und so den Aufbau der Gemeinde ermöglicht und diese zusammenhält (1 Kor 14).

Wir sollten in der Verkündigung das Bewusstsein stärken, dass es eben der Heilige Geist ist, der jeden Tag bei jedem Einzelnen in seinen Aufgaben als Christ in Familie und Beruf, aber auch in den kirchlich grundlegenden Diensten der Weitergabe des Glaubens, der gottesdienstlichen Feier und der gemeindlichen Caritas am Werk ist. Es ist sehr wichtig, dass dieses Bewusstsein lebendig bleibt und gerade auch unter den heutigen schwierigen Bedingungen zunehmender Entchristlichung gestärkt wird: Wir sind nicht gottverlassen, es ist der Geist, der in uns wirkt, durch den der Herr bei uns ist „alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,19).

3. Die Gottesfrage und die Menschenwürde

Die neue Besinnung auf die Gottesfrage bedeutet keineswegs eine Art „Vertröstung“ auf das Jenseits,

wie es Karl Marx den Christen vorgeworfen hat. Genau das Gegenteil ist richtig. Gerade angesichts der bedrohlichen Perspektiven, in denen viele die globale Entwicklung der Menschheit sehen, könnte die Offenheit dafür wachsen – wie Peter Seewald formuliert – „die Endlichkeit der Dinge“ und „auch das Ende des Lebens überhaupt“ neu zu bedenken. „Viele Menschen sehen in den Zeichen dieser Zeit bereits das Signum einer Endzeit ... Eine krank gewordene Gesellschaft, in der vor allem psychische Probleme zunehmen, sehne sich geradezu flehend nach Heilung



und Erlösung“ (82). – Benedikt greift diese Sicht auf und stellt fest: „Die Menschen erkennen, dass die Existenz, wenn Gott nicht da ist, krank wird und der Mensch so nicht bestehen kann“. Gerade dies biete die Chance, „dass man Gott wieder an die erste Stelle setzt. Dann wird alles anders ... wir müssen sozusagen das Experiment mit Gott wieder wagen – um ihn hineinwirken zu lassen in unsere Gesellschaft“ (82f). Und umgekehrt: Wenn Gott aus dem Konzept der „öffentlichen Vernunft“ hinausgedrängt wird, dann besteht die Gefahr, dass der Mensch seine Wür-

de und seine eigentlich Menschlichkeit verliert. In seiner Enzyklika *Caritas in veritate* sagt Benedikt XVI. deutlich und geradezu provozierend. „Der Humanismus, der Gott ausschließt, ist ein unmenschlicher Humanismus“ (CiV 78). Romano Guardini hat dies unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg in das prophetischen Wort gefasst: „Wenn Gott seinen Platz in der Welt verliert, verliert ihn auch der Mensch.“⁴⁵ Dann droht, wie Johannes Paul II. gesagt hat, eine „Kultur des Todes“.

Wie aber können wir die „Gottesfrage“ neu akzentuieren und in den Mittelpunkt stellen? Benedikt XVI. antwortet: „Im Moment brauchen wir vor allem geistliche Bewegungen, in denen die Weltkirche, aus den Erfahrungen der Zeit schöpfend und zugleich aus der inneren Erfahrung des Glaubens und seiner Kraft kommend, Wegmarken setzt – und damit die Präsenz Gottes wieder zum Kernpunkt macht“ (86). Damit erhebt sich die Frage, welche „geistlichen Bewegungen“ es derzeit in der Kirche gibt, die in diesem Sinne leben, welche tatsächliche Lebenskraft und Ausstrahlung sie haben und wie sie in der gemeindlichen Pastoral gefördert werden können.

Ein wichtiger Schritt auf diesem Weg war das kürzliche Treffen des Vorsitzenden der Deutschen Bischofs-

konferenz mit den kirchlichen Bewegungen im Rahmen des Gesprächsprozesses zum Thema „Zukunft der Kirche – Kirche der Zukunft“ am 11. April 2011 in Würzburg, an dem Vertreter von rund 35 geistlichen Bewegungen teilnahmen.⁶

4 Die Gottesfrage und der „Fortschritt“

Seit dem Anfang der Neuzeit glaubte man, es sich immer mehr leisten zu können, die Gottesfrage auf sich beruhen zu lassen. Mit der Entdeckung der Naturgesetze, der Entfaltung der Wissenschaften und ihrer Anwendung in Technik, Wirtschaft und Politik verbreitete sich die Vorstellung, dass der Mensch seine Welt und sich selbst immer mehr in den „Griff bekommen“ und fortschreitend verbessern könne. Jetzt, am „Ende der Neuzeit“, zeigt sich, dass dieser Weg in eine Sackgasse mündet: Seitdem der Mensch mit Hilfe des von ihm selbst „gemachten“ Fortschritts nicht nur Großartiges zustande bringen, sondern auch sich selbst vernichten kann, lautet die Frage: Was von dem, was wir können, dürfen wir auch tun? Benedikt XVI. sagt dazu: „Erkenntnis hat Macht gebracht, aber in einer Weise, dass wir nun mit unserer eigenen Macht zugleich die Welt, die wir glauben durchschauen zu haben, auch zerstören können.“ Insofern hat Gott den ihm neuzeitlich entlaufenen Menschen wieder eingeholt, und zwar in dem Maße, wie die „Risiken und Nebenwirkungen“⁴⁷ einer gottlosen Gesellschaft den Menschen und die Menschheit existenziell bedrohen. So wird sichtbar, dass dem bisher herrschenden Fortschrittskonzept „ein wesentlicher Gesichtspunkt“ fehlt, nämlich der Aspekt des Guten. Dieser Aspekt, die Frage nach den „inneren Maßstäben“, der „ethische Aspekt“ des Fortschritts, sei „weitgehend ausgefallen“. Deshalb sei eine „große Gewissenserforschung“ darüber nötig: „Was ist wirklich Fortschritt?“ Ist es etwa Fortschritt, „wenn ich Menschen selber machen, selektieren und beseitigen kann?“ (61f.).

Wie können wir zu einer solchen „Gewissenserforschung“ kommen? Es sei inzwischen zwar, wie Benedikt XVI. sagt, „ein gewisses Poten-



Der „Allherrscher“ (Pantocrator) – Apsismosaik der Kathedrale von Cefalù (XII. Jhdt.). – „Jede Messe ist das Entgegengehen auf den Kommanden“ hin, sagt Papst Benedikt XVI.. Viele christliche Gotteshäuser zeigen in ihrem Apsisgewölbe ein Bild des „Allherrschers“ (vgl. *Offb* 1,7-8). Die Kirchengebäude wurden „orientiert“, d.h. nach Osten, auf die aufgehende Sonne als dem Symbol des wiederkommenden Herrn hin ausgerichtet. „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit“.

Die Kirche und ihre Sorge für die Menschen



9. bis 11. September 2011
in Karlsruhe
Forum Deutscher Katholiken

zial an moralischer Erkenntnis vorhanden“, dieses aber „in politischen Willen [...] umzusetzen, wird durch das Fehlen von Verzichtsbereitschaft weitgehend wieder unmöglich gemacht“. Angesichts dessen fragt er: „Wer also kann bewirken, dass dieses allgemeine Bewusstsein auch ins Persönliche eindringt?“ Dies könne „nur eine Instanz, die die Gewissen anrührt, die dem Einzelnen nahe ist und nicht nur zu plakativen Veranstaltungen aufruft. Insofern ist hier die Kirche herausgefordert“. Man könne sie sogar als „die einzige Hoffnung“ bezeichnen: „Denn sie ist dem Gewissen vieler Menschen so nahe, dass sie ... Grundhaltungen in die Seelen einprägen kann“ (64f.). Denn nur so sei es möglich, eine „andere Perspektive“ in den Vordergrund zu rücken, eine „Normativität der Nächstenliebe [...], die sich am Willen Gottes orientiert und nicht nur an unseren Wünschen“. Dies sei „mittels einer wirklichen Bekehrung“ möglich, „deren Evidenz inzwischen allgemein sichtbar wird“ (67). Denn wenn „die Freiheit keine Maßstäbe“ mehr kennt, „dann ist alles möglich und erlaubt. Deshalb ist es ja auch so dringlich,

dass die Gottesfrage wieder ins Zentrum rückt. Das ist freilich kein Gott, den es irgendwie gibt, sondern ein Gott, der uns kennt, der uns anredet und uns angeht – und der dann auch unser Richter ist“ (68).

5. Gottes Wort als Antwort auf die Gottesfrage

Schließlich fragt Peter Seewald den Papst ganz persönlich, ob er nicht in Gefahr stehe, im „Aktivismus“ der Vielfalt seiner täglichen Pflichten und Aufgaben aufzugehen. Benedikt XVI. gibt zur Antwort: „Nicht im Aktivismus aufgehen bedeutet die *consideratio*, die Umsicht, den Tiefblick, die Schau, die Zeit des inneren Abwägens, Sehens und Umgehens mit den Dingen, mit Gott und über Gott zu behalten“. Dazu gehöre „immer auch die Besinnung, das Lesen der Heiligen Schrift, das Überlegen, was sie mir sagt“ (94). Dies gelte aber nicht nur für ihn, sondern für alle Gläubigen. „Müssen wir nicht neu wieder mit Gott anfangen?“, so fragt Benedikt. Es sei sicherzustellen, „dass das Wort Gottes in seiner Größe erhalten bleibt und in seiner Reinheit wieder

ertönt – sodass es nicht zerrüttet wird von ständigen Modewechseln“ (98f). Dabei kommt es darauf an, „herauszufinden, wo Überflüssiges, wo Unnützes mitgeschleppt wird – und andererseits in Erfahrung zu bringen, wie es uns besser gelingen kann, das Wesentliche zu tun, sodass wir das Wort Gottes wirklich hören, leben und in dieser Zeit verkünden können“ (99). Heute gehe es darum, „die großen Themen hinzustellen und zugleich [...] die Mitte des Christseins und damit auch die Einfachheit des Christseins wieder sichtbar zu machen“ (99f.).

Vor dem Hintergrund dieser Aussagen ist in jeder einzelnen Gemeinde und christlichen Vereinigung die Frage zu stellen, welchen Stellenwert der Umgang mit dem Wort Gottes und die Aneignung der Heiligen Schrift in unserer Pastoral haben. Einer der größten Missionare des letzten Jahrhunderts, Kardinal Joseph Cardijn, der Gründer der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ), hat in jeder Gruppenstunde das „lebendige Evangelium“ zu einem unverzichtbaren Baustein des Gesprächs miteinander gemacht. Heute ist zum Beispiel die Methode des „Bibel-Teilens“ wieder neu belebt worden. Die beiden bisher erschienenen Jesus-Bücher des Papstes könnten ein Weg sein, um mit ihrer Hilfe in den Gemeinden und Gruppen neue Zugänge zur Heiligen Schrift und zur gemeinsamen Lektüre des Evangeliums und des damit zusammenhängenden Nachdenkens über unseren Glauben und unseren Weg zu Gott zu erschließen. Wenn wir wirklich glauben, dass uns in der Bibel „Gottes Wort“ gegenübertritt, dann ist es geradezu fahrlässig zu meinen, auf dieses „Wort“ verzichten zu können und an seine Stelle unsere eigenen Worte, Diskussionen und Reden treten zu lassen. □

¹ Walter Kardinal Kasper: Kommen wir zur Sache, in Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 11.02.2011, S. 9.

² Benedikt XVI, Licht der Welt. Der Papst, die Kirche und die Zeichen der Zeit. Ein Gespräch mit Peter Seewald, Freiburg, 2010 – (Im Folgendem verweisen die Zahlen nach den Papst-Zitaten auf diese Quelle).

³ Benedikt XVI. hat in seiner Enzyklika Spe salvi eingehend dargelegt, was

es konkret heißt, „auf Hoffnung hin“ in dieser Welt zu leben. Siehe dazu: Lothar Roos: Vom „glücklichen Leben“ und von der „Unsterblichkeit der Liebe“, in: DER FELS, Jg. 39 (2008), S. 200-204.

⁴ Was die „Perspektive des kommenden Christus“ für das Verständnis des priesterlichen Zölibats und der christlichen Ehe bedeutet, vgl.: Lothar Roos: Der priesterliche Zölibat, die christliche Ehe

und die Gottesfrage bei Benedikt XVI., in: DER FELS, Jg. 42 (2011), S. 106f.

⁵ Romano Guardini: Das Ende der Neuzeit, Tübingen 1946.

⁶ Zollitsch trifft neue Bewegungen, in: Die Tagespost Nr. 43 vom 11. April 2011 S. 1.

⁷ vgl. Andreas Püttmann: Gesellschaft ohne Gott. Risiken und Nebenwirkungen der Entchristlichung Deutschlands, Asslar, 3. Aufl. 2011.

Meine Seele preist die Größe des Herrn

Die Theologie und „Hans im wahren Glück“

Den meisten von Ihnen wird das Märchen vom „Hans im Glück“ bekannt sein. Der junge Handwerksbursche Hans verlässt seinen Meister und erhält als Dank für seine Arbeit einen Goldklumpen. Den tauscht er auf dem Nachhauseweg gegen ein Pferd ein, und nach weiteren Tauschgeschäften hat er am Schluss einen Schleifstein unter den Armen. Dieser wiederum fällt in einen tiefen Brunnen. Hans hat nun nichts mehr und geht befreit von allem und – offenbar – glücklich seiner Wege.

Trügerische Freiheit

Gern wird dieses Märchen in dem Sinn interpretiert, dass der Mensch, der sich vom Materiellen frei macht, wirklich glücklich werden kann, weil er sich nicht am Irdischen, am Mammon aufhängt – eine übrigens durchaus christliche Auslegung. Aber es ist auch eine andere Interpretation möglich, die nicht minder einen Christen zum Nachdenken bringen kann und sollte: Hans hat mit dem Goldklumpen einen wirklichen Schatz erhalten. Durch seine Tauschgeschäfte wird er freilich zum Besitzer eines vollkommen wertlosen Steines – und den wegzuerwerfen, ist für ihn überhaupt kein Schaden. Ohne alles fühlt er sich nun befreit – aber, so stellt sich die Frage: Ist dies am Ende nicht eine trügerische Freiheit? ...

Diese Interpretation der Hans-im-Glück-Geschichte findet man im Vorwort der „Einführung in das Christentum“, die Joseph Ratzinger, unser jetziger Heiliger Vater, in der Zeit um 1967/1968 verfasst hat. Ratzinger nimmt mit seiner Auslegung das Märchen als Parabel für Entwicklungen in der damaligen Theologie – und es sind Aussagen, die bis heute nichts von ihrer Brisanz verloren

haben. Wörtlich schreibt er: „Hat unsere Theologie in den letzten Jahren sich nicht vielfach auf einen ähnlichen Weg begeben? Hat sie nicht den Anspruch des Glaubens, den man als allzu drückend empfand, stufenweise herunterinterpretiert, immer nur so wenig, dass nichts Wichtiges verloren schien und doch immer so viel, dass man bald darauf den nächsten Schritt wagen konnte? Und wird der arme Hans, der Christ, der vertrauensvoll sich von Tausch zu Tausch, von Interpretation zu Interpretation führen ließ, nicht wirklich statt des Goldes, mit dem er begann, nur noch einen Schleifstein in Händen halten, den wegzuerwerfen man ihm getrost zuraten darf.“

Dank für Gottes Großtaten

Joseph Ratzinger hat diese genauso eingehende wie treffende Analyse – wie schon gesagt – Ende der 1960er Jahre geschrieben. Nach dem Konzil, aber wohl mehr noch durch die 68er-Bewegung waren Theologie und Verkündigung im Umbruch. Natürlich gab es damals auch Theologen, die an dem langsamen, aber sicheren Kahlschlag des Glaubens nicht mitwirkten. Und so schreibt denn auch Ratzinger in seiner Analyse, dass gewiss nicht „die ‚moderne Theologie‘ überhaupt diesen Weg gegangen“. Aber die Tendenzen einer gefährlichen Nivellierung der Glaubensinhalte waren da, und sie haben sich verstärkt. Die Jungfrauengeburt, die Wunder Jesu, ja sogar die Auferstehung Jesu – all das wurde nicht nur in einer mehr und mehr säkularen Welt für widersinnig befunden – sondern auch viele Theologen vertraten diese Lehren nicht mehr in der geforderten Eindeutigkeit.

Aber kommen wir noch einmal zurück auf die geniale „Hans-im-

Glück“-Interpretation von Joseph Ratzinger. Denn es stellt sich ja die Frage, warum man dem Glauben seine Größe und Herrlichkeit genommen hat. Im Grunde – und das macht Ratzinger deutlich – wurde ja nichts Einengendes dem Glauben genommen, sondern etwas, was Hoffnung macht und dem Leben Sinn gibt. Denn die Auferstehung bezeugt ja nichts weniger, als dass Gott der Sieger über alle Schrecken, über alles Leiden bis hin zum Tod ist. Und wenn Jesus Wunder wirken kann, so zeigt das doch, dass in ihm wirklich Gott in die Welt gekommen ist. Das ist wirklich Grund zur Freude und vor allem auch zum Dank. Und ich bin überzeugt, würde die Größe der christlichen Offenbarung mehr ins Bewusstsein der Menschen treten, die Welt sähe erlöst aus.

Ja zum Willen Gottes

Aber warum tun sich viele Theologen und viele, die in der Verkündigung stehen, damit schwer? Ein Beispiel: Bei einer Bibelrunde über den Text von der Verkündigung Jesu aus dem Lukasevangelium sagt der Leiter, man könne die Sache zwar historisch sehen, aber es gebe doch gewichtige Argumente, dass Lukas bei der Erzählung von der Jungfrauengeburt irgendwelche alte Mythen aufgegriffen hat. Kritik an diesen Aussagen ist kaum zu hören, stattdessen ein Hinweis aus der Runde: „Das ist ja wirklich befreiend, wenn das mit der Jungfräulichkeit nicht historisch ist. Dann können wir die Sexualität endlich positiv und müssen sie nicht als etwas Schlechtes ansehen.“

Diese Verknüpfung ist interessant: Jungfrauengeburt – Jungfräulichkeit Mariens – Enthaltbarkeit und Sexualität. Natürlich geht es bei der



„Mir geschehe nach deinem Wort“. Maria sagt bei der Verkündigung durch den Engel „Ja“ zum Willen und Werk Gottes und lässt sich ganz und gar auf Ihn ein. (Deckenfresko in der Klosterkirche Maria Stern, Augsburg)

„Meine Seele preist die Größe des Herrn.“ Bei der Begegnung mit Elisabeth spricht Maria dieses Bekenntnis aus. (Deckenfresko in der Klosterkirche Maria Stern, Augsburg)



Jungfrauengeburt überhaupt nicht in erster Linie um den Umgang des Christentums mit Sexualität, sondern um die Vollmacht und Liebe Gottes. Er wirkt direkt in die Welt hinein, indem er die wunderbare Schwangerschaft Mariens bewirkt. Er ermöglicht, dass in Jesus Christus, Mariens Sohn, Gott Mensch wird und so die Welt erlöst.

Maria hat dieses Handeln gut verstanden. Bei ihrem Besuch bei Elisabeth bekennt sie: „Meine Seele preist die Größe der Herrn und mein Geist jubelt laut über Gott, meinen Retter“ – ein Gebet, das auch heute noch als „Magnificat“ seinen festen Platz im Gebetsleben der Kirche hat.

Dass dieses Handeln Gottes ihr auch nur eine Spur von wahren und gelungenem Menschsein wegnehmen konnte, daran wird Maria kaum gedacht haben. Für sie war es ganz entscheidend, ein Leben mit Gott zu führen, den sie so intensiv erfahren hat. Dass sie dann auch Zeit ihres Lebens jungfräulich blieb, also enthaltsam lebte, ist letztlich doch auch ein dankbares und frohes Ja zum Willen Gottes.

Und hier wird deutlich: Ein mächtiges Handeln Gottes – wie eben die Jungfrauengeburt oder die Auferstehung und überhaupt das Wunderwirken Gottes – ruft nicht nur eine mächtige Gotteserfahrung hervor, es ist auch eine mächtige Herausforderung, sich auf diesen Gott einzulassen. Maria hat auf das mächtige Wirken Gottes mit dem „Fiat – Dein Wille geschehe“ reagiert und war damit bereit, ihre eigene Freiheit um Gottes willen aufzugeben.

Und so stellt sich die Frage, ob vielleicht nicht gerade diese Orientierung am Willen Gottes mit einem Verzicht auf Eigenständigkeit auch der Grund ist, warum man heute dazu neigt, das Wirken Gottes kleinzureden – in die Welt des Mythos zu verbannen. Denn wenn Gott wirklich so groß handelt, dann stehe ich ja sehr viel mehr unter dem Zugzwang, mich auf ihn einzulassen, als wenn das nicht so ist. Wenn aber die Großtaten Gottes mythologisch sind, dann ist ja auch seine ganze Botschaft mit Vorsicht zu genießen – und ich kann mein Leben so weiter führen, wie bisher. Der Irrtum liegt aber hier in dem Glauben, dass die Einschränkung von Selbst-

bestimmtheit und das Ja zum Willen Gottes dem Menschen etwas von seinem Glück wegnähme, als würde der Mensch umso glücklicher, je autonomer er ist.

Die wirkliche Größe des Menschen

Tatsächlich aber führt die Bindung an Gott den Menschen zur wirklichen Größe. Dazu ist die Anerkennung der Autorität Gottes, der sich gerade durch seine Großtaten als Liebe offenbart hat, unerlässlich. Aber wie soll der Mensch Gottes Großtaten wahrnehmen, wenn sie – obgleich von Gott selbst geschenkt – vom Menschen selbst kleingeredet werden? Wenn die Größe des Herrn, die Maria preist, schlussendlich eine mythologische Erfindung aus Menschenhand ist?

Unsere Freiheit, das machen zu können, was wir wollen, haben wir uns durch die Entmythologisierung

zwar bewahrt – doch der Preis ist nichts weniger als der Glaube an die feste Zusage Gottes durch Jesus Christus, dass er für uns da ist. Denn gerade die Großtaten Gottes von der Jungfrauengeburt bis zur Auferstehung sind es doch, die die Göttlichkeit Jesu und damit die Zuverlässigkeit seiner Frohbotschaft bezeugen.

Wenn aber Jesus nur ein Mensch war, der – wie viele andere vor und nach ihm auch – schöne Gotteserfahrungen gemacht hat und schließlich wie alle anderen im Grab verwest ist, dann wird er kaum jemand vom Hocker reißen. Eine Verkündigung, die darauf baut, ist schales Salz, das man tunlichst wegwirft (vgl. Mt 5,13). Doch das Glaubensbekenntnis, das wir jeden Sonntag beten, die Grundlage unseres Glaubens, sagt etwas völlig anderes. Hier wird ganz klar gesagt, dass Gott Mensch geworden ist, um uns aus Liebe zu erlösen. Jesu Botschaft, dass Gott Liebe ist und wir in seiner Liebe leben dürfen – das und nur das ist der treibende Mo-

tor dafür, dass das Christentum einen über zwei Jahrtausende andauernden Siegeszug antreten durfte. Und eben jene Geschehnisse von der Jungfrauengeburt bis zur Auferstehung – bezeugt von den Aposteln, die mit Jesus Gemeinschaft hatten, und den Evangelien, geglaubt von den ersten Christen unter Einsatz ihres Lebens und meditiert von den Kirchenvätern, den großen Theologen der Frühzeit – all diese Geschehnisse lassen die Botschaft Jesu als faszinierend wahr erscheinen.

„Meine Seele preist die Größe des Herrn und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter.“ Die Haltung Mariens ist auch die Haltung der großen Theologen, die das Staunen über Gottes Größe nie verlernt haben – von Augustinus über Thomas von Aquin bis hin zu Papst Benedikt XVI. Sie haben sich – obgleich hoch gelehrt – die Glaubenshaltung einer einfachen, nicht hochgebildeten Frau zueigen gemacht, die aber die Weisheit des Herzens besaß. □

DER
FELS

Katholisches Wort in die Zeit



www.der-fels.de

Liebe Leser! – Spenden für den Fels

Die Redaktion des „Fels“ bekommt immer wieder Briefe, die Wertschätzung und Anerkennung für einzelne Artikel, aber auch für die Generallinie der Zeitschrift zum Ausdruck bringen. Darüber freuen wir uns natürlich sehr. Deswegen möchten wir auch gerne fortfahren, mit und an der Arbeit für den „Fels“, wenn Sie uns weiterhin ausreichend finanziell unterstützen.

Wir dürfen Ihnen aber nicht verschweigen, dass die in den letzten Monaten eingegangenen Spenden nur für wenige Monate ausreichen. Wir bitten Sie, uns nicht im Stich zu lassen, damit wir Ihnen den „Fels“ weiterhin Monat für Monat, zuschicken können.

Fels-Verein e.V., auslieferung, Postfach 11 16, 86912 Kaufering
DPAG, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt, 04215

XXXXXXX

← Beziernummer
des „FELS“ auf dem
Adressetikett

Frau Mustermann
Musterstraße 1
12345 Musterstadt

Ihre Fels-Redaktion

Konto Fels e.V.; Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;
Weitere Banken siehe Impressum Seite 191

„Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29)

Wie aus einem Starkoch ein Priester wurde – Teil 1

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes Amen.

Verehrte Besucher und Besucherinnen, liebe Gäste und Jugendliche. Recht herzlichen Dank für die Einladung. Ich fühle mich wirklich sehr geehrt, dass ich hierher kommen durfte nach Fulda zu diesem Kongress. In der Regel reichen zwei drei Worte, damit die Leute wissen, woher ich stamme. Warum das so ist, weiß ich auch nicht.

Das Thema „**Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen**“ – ich gebe zu, ich habe es selbst erst im Programmflyer gelesen, der mir gegeben wurde – darf und soll ich verbinden mit einem kurzen Zeugnis meines Werdeganges hin zum Priester. Dieser Bibelvers „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“, der ist gar nicht so einfach, und mein Land ist ja wohl bekannt für so Diverses, für Schönes und weniger Schönes, für Schokolade und Käse, aber vielleicht auch für die direkte Demokratie. Ein Land, das sich nur ungern etwas sagen lässt von jemand anderem. Das hat Vor- und Nachteile. Wir stimmen über so ziemlich alles ab, wozu wir Lust haben. Auch das hat Pluspunkte und Minuspunkte. Wir stimmen aber leider auch indirekt ab über die Gebote Gottes. Da geht es zum Teil um Leben und Tod! So ist zu meiner Beschämung auch die Schweiz das einzige Land auf der Welt, in dem das Volk direkt für die Fristenlösung und letztendlich für die Abtreibung gestimmt hat. Das ist eine sehr traurige Sache. Diese „Freiheit“, die wir zu haben glauben, verteidigen wir bis aufs Messer. So ist es auch heute noch so, dass die Männer das Sturmgewehr und die Militärausrüstung im Kleiderschrank oder unter dem Bett aufbewahren, damit wir auch wirklich niemand anderem gehorchen müssen. Aber wie schaut

es denn aus mit dem Willen Gottes? Über den kann man nicht einfach so abstimmen, eine Initiative ergreifen.

Damit sich das Volk ändern kann, muss sich in erster Linie jeder Einzelne an die Brust klopfen. Ähnlich wie Mutter Teresa auf die Frage: „Was muss sich in der Kirche ändern?“, ganz cool antwortete: „Sie und ich.“ – so ist es auch in einem Land. Und damit ein Land Ausstrahlung hat und den Glauben und die Freude am Glauben auch weitergeben kann, muss jeder einzelne von uns den Willen Gottes erkennen – auch nicht immer einfach – und diesen dann leben. Schließlich kommt ja das Wort Gehorsam von hören, hinhören.

Ich habe auf zwei Personen in meinem Leben indirekt gehört, was dann letztendlich dazu geführt hat, dass ich jetzt hier stehe. Wie kam es dazu?

Ich bin als Protestant im Kanton Zürich aufgewachsen, war also reformiert, wie die meisten dort. Die Kirche war mir egal. Sie hat mich nicht interessiert. Man musste in den obligatorischen Konfirmationsunterricht, zwölfmal im Jahr musste man in die Kirche gehen und ein Zettelchen abgeben. Was haben wir in der Kirche getan? Wir haben den Gottesdienst gestört, haben Blödsinn gemacht und sind möglichst ganz oben in der hintersten Reihe auf der Empore gesessen.

Ich habe immer an Gott geglaubt. Ich hätte nie Jesus Christus verleugnet, aber ich habe mich auch nie auf ihn eingelassen. Es war mir eigentlich ziemlich unwichtig.

Ich habe eine Kochlehre begonnen, habe diese auch abgeschlossen mit dem großen Ziel, mehr oder weniger Küchenchef zu werden in einem dieser großen Hotels in den Hotelmetropolen, wie z.B. Hongkong, Bangkok



Patrick Lier, ein junger Schweizer Vikar, sprach auf dem Kongress „Freude am Glauben“ 2010 in Fulda

oder New York, und habe auch alles getan, um dieses Ziel zu erreichen. So bin ich dann nach meiner Kochlehre in diversen Hotels gewesen, natürlich nur in den besten, und habe dort im Winter gearbeitet z.B. in St. Moritz. Ich habe dort eine super Zeit gehabt. Aber es war eine Welt der Verblendung. Die Reichen und Superreichen haben sich offensichtlich in diesem Ambiente wohl gefühlt. Und auch mir hat es Spaß gemacht, als Koch für sie da zu sein. Ein Zimmer – oder sagen wir: die teuerste Suite – in diesen Hotels hat in der Hochsaison umgerechnet 15.000,- Euro gekostet. Natürlich pro Nacht! Wenn Sie einmal ein verlängertes Wochenende dort verbringen wollen, so kann ich Ihnen gerne dabei weiter helfen.

„Ihr sollt meine Zeugen sein“. Gehorsam wäre es, dies auch in Wort und Tat zu tun. In diesem Hotel, es war meine allererste Stelle direkt nach der Lehre, haben wir einen Kochlehrling

gehabt, der ist mit uns mitgekommen auf die Skipiste zum Skifahren und am Abend um 23.00 Uhr, nach der Arbeit, in den Ausgang. Aber er hat, so gut er es konnte, seinen katholischen Glauben gelebt und hat kein Hehl daraus gemacht. Er hat mir sogar erzählt, dass er in den Frühlingsferien nach Lourdes geht, um dort den Behinderten zu helfen, und er hat sie dort rumgeschoben in Wägelchen, in den Rollstühlen, und das hat mir einen großen Eindruck gemacht.



Bruder Leo Schwager OSB, in Lourdes geheilt, die „zweite wichtige Person“ auf dem Weg von Patrick Lier

Wie kommt es, dass ein 17-Jähriger mit uns das Leben genießt und teilt, soweit es auch von unserem Glauben her möglich ist, aber dann in seiner Freizeit nach Lourdes geht? Und in die Kirche? Das hat mir großen Eindruck gemacht.

Einmal sagte er zu mir: „Du, wir haben am kommenden Montag ein Treffen im Kloster Uznach, wo alle Helfer und Helferinnen von Lourdes zusammenkommen. Komm doch mal mit.“ Ich sagte: „Sicher komme ich da *nicht* mit, sie sind ja dort alle katholisch, das ist schon fast etwas Sektiererisches, man muss sehr aufpassen. Es genügt, wenn ich dich kenne.“ Aber ich bin dann doch gegangen und habe festgestellt: Es gibt dort viele junge Menschen, auch viele Familien mit Kindern. Sie haben gespielt. Die Mönche waren dort, und viele Jugendliche.

Und jetzt kommt die zweite für mich wichtige Person ins Spiel, die

ich zu Beginn erwähnt habe. Es war ein Mönch, Bruder Leo Schwager. Er war schon ungefähr 75 Jahre alt, und er ist auf einem Stuhl gesessen, und wir saßen alle am Boden, haben keinen Platz gehabt, und er erzählte uns, wie er damals in Lourdes vor 50 Jahren geheilt wurde. Er war bereits Mönch und hatte Multiple Sklerose im Endstadium. Man hatte ihn auf einer Bahre auf den Rosenkranzplatz vor der Basilika geschoben, und der Priester ging vorbei mit dem Allerheiligsten, um allen den Krankensegen zu erteilen. Er konnte keinen Finger rühren, und die Fliegen seien ihm auf dem Gesicht rumspaziert, worauf der Priester das Kreuz machte, und in diesem Moment gab es einen Schlag vom Kopf bis zum Fuß durch seinen Körper. Dann denkt er, jetzt endlich kann und darf ich sterben. Statt dessen hat es ihn hochgeschleudert von der Bahre auf die Knie vor das Allerheiligste. Alle kommen: „Bruder Leo, Bruder Leo, was ist los?“ „Mir geht es gut, ich bin gesund.“ Und er stand so da, so kräftig und gesund, wie ich es heute vor Ihnen tun darf. In dem Moment habe ich gedacht: wenn Gott auch heute noch Wun-

der tut und nicht nur damals in der Heiligen Schrift, dann kann und will ich nicht so weiterleben wie bislang. Dann muss es Gott geben!

Jetzt kann man sagen, es kommen viele Leute und sagen: „Ja, wenn der Glaube für dich stimmt, dann ist das gut. Ich brauch' es nicht. Für mich stimmt's.“ Aber es ist doch keine Frage, ob es für mich stimmt oder nicht, sondern es ist die Frage: Ist Gott Wahrheit, ist er da, ist er real oder nicht? Und ab da, auf dieses Erlebnis hin, hat sich mein Leben ziemlich stark geändert. Ich war noch immer Koch, aber ich habe angefangen zu beten. Wusste nicht, wie das Vaterunser geht, hab' es irgendwie zusammen gestiefelt, aber ich habe angefangen zu beten, und ich war damals gerade in Interlaken in einem ähnlichen Hotel. Ich war immer noch reformiert, und der Glaube hat begonnen, für mich eine große Rolle zu spielen. Und ich kann Ihnen sagen: In so einem Hotel hat man normalerweise nie frei an einem Sonntag, aber ich glaube, es ist schon die führende Hand Gottes gewesen, denn ich hatte frei an einem Sonntag, und das hat es mir ermöglicht, am Sonntag den Got-

Unten: Kranke mit ihren Helfern in Lourdes. Einer der freiwilligen Helfer brachte Patrick Lier nach Lourdes. Patricks Konsequenz: „Wenn Gott auch heute noch Wunder tut, dann will ich nicht weiterleben wie bislang.“



tesdienst zu besuchen. Die beiden Kirchen, die evangelische und die katholische, sind direkt nebeneinander gestanden. Die Katholischen hatten morgens und abends die hl. Messe, die Reformierten hatten nur in der Früh einen Gottesdienst. Das hat es mir ermöglicht, am Morgen in den reformierten Gottesdienst zu gehen und am Abend 50 m weiter in die hl. Messe. Und so habe ich auch mit der Zeit einen Unterschied gespürt, und es hat mich, je länger je mehr, immer mehr in die hl. Messe, in den katholischen Gottesdienst gezogen. Es hat ein langer Weg begonnen auf meinem Weg hin zum Priestertum und zum wichtigen und echten Glauben. Viele Fragen an diesen einen Koch und seine Familie und an den Mönch haben sich für mich gestellt.

Zwischendurch habe ich dann auch auf einem Schiff gearbeitet, auf einem Kreuzfahrtschiff, und habe die Weltmeere besegelt, eine wunderschöne Zeit, und ich war beim Anfangsstadium meines Glaubens. Man hat mich dann auf dem Schiff als „Du bist ja gar nicht normal“ bezeichnet, und zwar nicht wegen meines Glaubens, sondern weil ich in den Häfen nicht in die Rotlichtetablissemments gegangen bin, und weil ich auf dem Schiff jeweils in meiner eigenen Kabine übernachtet habe und nicht in jenen anderer. Das war leider gang und gäbe. An Weihnachten, wir waren irgendwo zwischen den Inseln der Seychellen unterwegs, und die Angestellten haben sich Sprüche an die Türen gehängt wie *Merry Christmas* oder *Happy New Year* und Christbaumkugeln und so. Einer hatte etwas anderes. Der hatte einfach ein Blatt Papier an die Türe gehängt, auf englisch drauf geschrieben: „*Wahre Weihnacht ist, dass Gott seinen einzigen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, das ewige Leben hat.*“ Und unten ist gestanden: Joh 3,16. Und ich kannte mich auch mit der Bibel noch nicht aus, und ich dachte: der Spruch ist toll, den kenn‘ ich nicht. Und was heißt wohl: Joh 3,16? Na ja, der hier wohnt, wird wohl John heißen und hat es um 3:16 Uhr hingehängt. Ich habe ihn dann auch angesprochen, worauf er große Freude gehabt hat, und ich habe festgestellt, dass seine Stelle Joh 3,16 genau identisch ist mit meiner Stelle Joh 3,16. Ich werde diese Stelle wohl nie vergessen. Am 11. Februar, eini-

ge Jahre später, durfte ich dann nach einem einjährigen Konvertitenunterricht die hl. Firmung, respektive die hl. Kommunion empfangen. Ich bin auch zuvor schon drei- bis viermal als Protestant nach Lourdes gepilgert und habe das Gleiche getan wie mein Freund aus der Hotelküche. Der 11. Februar ist übrigens der Tag von Maria in Lourdes.

Nun gut, ich war katholisch, aber meine berufliche Weiterfahrt, die war noch ganz offen. Ich muss auch sagen: Je mehr ich mich zum Glauben bekannt habe und zum Glauben gefunden habe, desto mehr habe ich mich distanziert von dieser luxuriösen 5-Sterne-Gastronomie. Wir haben ja schließlich nicht so einfach nur Schnitzel mit Pommes frites gekocht, sondern wir haben ja Kunst betrieben mit den Lebensmitteln, die andere nötig brauchen, aber nicht haben. Stundenlang haben wir vor einem Teller gesessen und gestanden und haben uns gefragt: „Sollen wir nun die Karotte so in den Himmel hoch platzieren oder eher nach dieser Seite?“ – „vielleicht hier noch ein bisschen Petersilie?“; – und haben es dann fotografiert.

Und damit habe ich dann Mühe bekommen. Heute sehe ich es wieder etwas differenzierter. Also habe ich gedacht, ich möchte mich anders orientieren, und wollte eigentlich zur Polizei. Ich dachte, da läuft was, da ist Aktion, und habe auch die Polizeiaufnahmeprüfung bestanden – also unsere Prüfungen sind schwierig – und dachte, jetzt ist die Bahn frei, musste aber zum psychologischen Abklärungsdienst. Dieser war jedoch nicht von der Polizei betrieben. Ich dachte: Kein Problem, da muss man so Bäume zeichnen, richtig mit Wurzeln und alle diese Dinge. Aber zu meinem Erstaunen habe ich diesen psychologischen Test nicht bestanden. Ich habe dann nachgefragt; es war für mich nicht lustig in dem Moment. Es brach für mich eine Welt zusammen, denn ich hatte eine Freundin, ich wusste genau, wo ich wohnen möchte, wo ich Familie haben möchte – und dann kommt dieser Bericht, und ich habe nachgefragt. Wortwörtlich, ich werde es mein Leben lang nie vergessen, offensichtlich ein prophetisches Wort, ja: „Herr Lier, wir haben herausgefunden, ihr persönlicher Werdegang ist noch nicht abgeschlossen.“

Fortsetzung folgt



Der katholische Priester Emilian Kowcz aus der Ukraine, der am 24. April 2001 von Papst Johannes Paul II. in Rom seliggesprochen wurde, ist ein wahrer „Pontifex“, ein Brückenbauer zwischen den Völkern; als Retter vieler Juden in schwerer Zeit ist er zugleich ein leuchtendes Hoffnungszeichen der Verständigung zwischen Katholiken und Juden.

Der am 24. August 1944 im KZ Majdanek ermordete Geistliche wurde am 24. April 2009 in Kiew feierlich zum „Patron der Seelsorger“ für die katholisch-ukrainische Ostkirche ernannt. Bereits 10 Jahre zuvor, am 9. September 1999, proklamierte der „Rat der Juden“ in der Ukraine den Märtyrerpriester zum „Gerechten der Ukraine“.

Katholiken und Juden sind sich einig in der Wertschätzung und Würdigung dieses vorbildlichen Pfarrers, dessen Leben und Wirken geprägt war von seinem pastoralen Einsatz für die katholischen Gläubigen, aber auch von seiner Wertschätzung der Juden, in denen er das „Volk des Alten Bundes“ erkannte und denen er ihren Erlöser Jesus Christus nahebringen wollte.

Der am 20. August 1884 in Kosmach (Galizien, Westukraine) geborene Emilian Kowcz studierte in Lemberg und Rom. Nach erfolgreichem Abschluss kehrte er in die Ukraine zurück und heiratete, wie dies in der griechisch-katholischen Ost-

Emilian Kowcz – Brückenbauer zwischen den Völkern

Märtyrer der Ostkirche und Patron der Seelsorger

Kirche vor der Priesterweihe üblich und kirchenrechtlich erlaubt ist; seine Ehe wurde mit sechs Kindern gesegnet. 1911 erhielt Emilian Kowcz die Priesterweihe; er war zunächst als Kaplan und danach als Militärgeistlicher tätig.

Ab 1922 wirkte er als Pfarrer in einem Lviver (Lemberger) Bezirk, wobei er mehrfach von der polnischen Besatzungsmacht verhört und verhaftet wurde. Allein von 1925 bis 1934 wurde sein Pfarrhaus ca. 40 mal nach „antipolnischem Propagandamaterial“ durchsucht, was mehrere Gefängnisaufenthalte zur Folge hatte. Die Situation wurde nicht einfacher, nachdem dieses Gebiet 1939 von den Sowjets besetzt wurde.

Die Menschen in seinem Gemeindebezirk Peremyshljany setzten etwa zu gleichen Teilen aus Polen, Ukrainern und Juden zusammen. Als deutsche Truppen 1942 in die Stadt einmarschierten, wurde die rote Diktatur durch eine braune ersetzt, der International-Sozialismus durch den National-Sozialismus; der Kirchenhass blieb unter dem Hakenkreuz im wesentlichen derselbe wie unter dem Sowjetstern.

Die Nazis richteten ein Ghetto für Juden ein und führten weitere anti-jüdische Maßnahmen durch, womit sich Pfarrer Emilian keineswegs abfand, wobei ihn seine Furchtlosigkeit später das Leben kosten sollte.

Als die NS-Schergen ausgerechnet an einem Sabbat Sprengstoff in die mit betenden Menschen gefüllte Synagoge warfen und danach die Tür von außen verriegelten, eilten Nachbarn zu Pfarrer Emilian und schilderten ihm diese Greuelthat. – Sofort rannte der Priester mit einigen Helfern zum Tatort. Da er gut deutsch

sprach, schrie er die Nazi-Aktivisten derart an, dass diese sich verunsichert von der Synagoge zurückzogen.

Zusammen mit seiner Helferschar riss er die Tür des brennenden Gebetshauses auf und rettete viele Juden vor den Flammen, auch den Rabbi von Bels. Zudem warnte er seine Gläubigen in Predigten und Exerzitien davor, sich von judenfeindlichen Parolen und Provokationen der neuen Machthaber beeinflussen zu lassen.

Die Rettungsaktion des unerschrockenen Geistlichen sprach sich bei Juden in der Region überall schnell herum. Nicht nur einzelne, sondern ganze Gruppen von Juden kamen zu ihm und wollten sich taufen lassen. Manche waren von seiner christlichen Haltung und seinem tapferen Format beeindruckt und wollten daher das Christentum dieses ungewöhnlichen Mannes kennenlernen; andere glaubten, sich durch die Taufe vor der Judenverfolgung schützen zu können.

Pfarrer Emilian befand sich im Dilemma: einerseits wollte er gerne Juden retten, andererseits ist die Taufe kein „Mittel zum Zweck“, um vor dem KZ zu bewahren. Auch jene Juden, die sich als innerlich aufgeschlossen für das Christentum erwiesen, bedurften immerhin einer theologischen Vorbereitung.

Nach langem inneren Ringen und einem Gespräch mit seinem griechisch-katholischen Metropoliten entschied sich der Priester für einen „mittleren Weg“, nämlich für die Taufe von Juden zu „Minimalbedingungen“: wenn diese zum Erlernen des Glaubensbekenntnisses bereit waren.

Er erklärte den taufwilligen Juden aber auch, dass der Eintritt in die Kirche sie nicht automatisch vor dem

KZ bewahren wird, da die braunen Machthaber auch Judenchristen verfolgten, allerdings nicht im gleichen Ausmaß wie ungetaufte Juden.

Auch dieser Einsatz des Priesters für bedrängte Juden war der NS-Besatzung ein Dorn im Auge. Am 30. Dezember 1942 wurde Pfarrer Emilian ins Gefängnis nach Lviv (Lemberg) gebracht. Dort bot ihm ein Offizier der Gestapo (Geheime Staats-Polizei) die Freilassung an, wenn er das Taufen von Juden beende:

„Wissen Sie nicht, dass es untersagt ist, Juden zu taufen?“

„Nein.“

„Wissen Sie es jetzt?“

„Ja.“

„Werden Sie weiter Juden taufen?“

„Natürlich.“

Daraufhin verlegte man den „Unbelehrbaren“ ins Konzentrationslager Majdanek bei Lublin, das erste KZ der SS im besetzten Polen. Dort setzte er seine Seelsorge unter den Mitgefangenen fort, hörte die Beichte von Häftlingen, segnete Kranke und Leidende und feierte heimlich den Gottesdienst in der byzantinischen Liturgie. Er wollte für möglichst viele Menschen eine „Brücke in die Ewigkeit“ sein, ihnen Glaubensmut und Gottvertrauen zusprechen und die Sakramente spenden.

Nach Weihnachten 1943 erkrankte er schwer und wurde ins Lager-Lazarett verlegt, wo er am 25. März 1944 verstorben sein soll, angeblich an den Folgen einer Thrombose im rechten Bein. Andere Quellen gehen davon aus, dass er am 24. August 1944 in einer Gaskammer ermordet wurde. Wie dem auch sei: es war der Heimgang eines heldenmütigen katholischen Priesters und Brückenbauers zwischen den Völkern sowie zwischen Christen und Juden. □

Reformer und Wegbereiter für die Kirche:

Robert Schuman

Politik soll angeblich den Charakter verderben. Für diese Behauptung gibt es leider traurige Belege. Es gibt aber auch leuchtende Beispiele dafür, dass manche Politiker trotz oder sogar wegen großer Widrigkeiten der Politik zu Heiligen heranreifen. Das wohl bekannteste Beispiel hierfür ist Thomas Morus, der lieber seinen Kopf auf das Schafott legte als gegen sein Gewissen dem englischen König Heinrich VIII. zu folgen.

Ein Beispiel für Weitsicht, Großherzigkeit und Verantwortungsbewusstsein im 20. Jahrhundert haben wir mit dem großen europäischen Staatsmann **Robert Schuman**. Er wurde am 29. Juni 1886 in Luxemburg geboren. Seine lothringischen Eltern waren wenige Jahre vorher aus Frankreich nach Luxemburg umgesiedelt, weil ihnen der engherzige Nationalismus zwischen Bismarck-Deutschland und Frankreich zuwider war. Bismarck hatte mit seiner Neugründung des Deutschen Reiches auf französischem Boden die Franzosen schwer gedemütigt, was diese verständlicherweise damals nicht verschmerzen konnten. In dem vom Nationalismus freien Luxemburg aufwachsen zu können, betrachtete der junge Schuman als Gewinn. Von Kindheit an war er in der französischen und in der deutschen Sprache gleichermaßen zu Hause. Nach dem Abitur studierte er in Bonn, München, Berlin und Straßburg Rechtswissenschaften. In Bonn trat er in den „Wissenschaftlichen Katholischen Studentenverband Unitas“ ein und hielt ihm die Treue bis zu seinem Tod.

Nach dem Ersten Weltkrieg kehrte er nach Frankreich zurück und ließ sich in Metz, der Hauptstadt Lothringens, als Rechtsanwalt nieder. Er betätigte sich auch politisch und brachte es 1940 bis zum Staatssekretär. Während des Zweiten Weltkriegs geriet er in deutsche Gefangenschaft. 1942 gelang ihm die Flucht nach Frankreich, wo er sich sofort der Resistance anschloss. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Schuman zunächst französischer Außenminister und dann auch Mi-

war, konnte er einen Sinn für europaweite Ordnungssysteme und für universale Werte entwickeln. Eine Zeitung schrieb damals, Schuman sei der einzige nichtdeutsche Politiker, der bruchlos auch das Außenministerium Deutschlands übernehmen und ehrlich verwalten könne. Einmal stand er vor der Frage, ob er Politiker bleiben oder Mönch werden solle. Da sagte ihm der Abt eines Klosters: „Heute tragen die Mönche Zivil. Bleiben Sie Politiker und leben Sie dort Ihre Ideale.“ In der Tat lebte der Junggeselle Schuman trotz seiner internationalen Verpflichtungen sehr anspruchslos und betete täglich die klösterlichen Stundengebete. Dass heute ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich nicht mehr vorstellbar ist, ist neben Konrad Adenauer und Alcide de Gasperi vor allem Robert Schuman zu verdanken. Darüber staunen besonders Zeitzeugen, die 1945 das gewaltige Hasspotential auf beiden Seiten noch erlebt haben. Robert Schuman konnte diese Hypothek abbauen, weil er seine politischen Ziele nicht an Wahlperioden von vier Jahren orientierte, sondern sub specie aeternitatis – unter den Anblick der Ewigkeit – auf bleibende Werte abzielte. Am 4. September 1963 starb er nach einem Schlaganfall einsam. Sein Vermögen hatte er testamentarisch Waisenhäusern vermacht. Sein willensstarkes Gesicht wurde oft mit den Steinfiguren an den gotischen Kathedralen seiner europäischen Heimat verglichen. Robert Schuman ist neben Thomas Morus ein gutes Vorbild für Politiker. Mit gutem Grund hat die Diözese Metz für Robert Schuman einen Seligsprechungsprozess eingeleitet. □



nisterpräsident. Sein politisches Hauptziel war die Überwindung des Nationalismus und damit auch die Aussöhnung der europäischen Völker. Er strebte eine Einigung Europas auf christlicher Grundlage an. Da seine Identität nicht durch nationalistische Gefühle eingeschränkt

In der Glaubwürdigkeitsfalle

*Neues Spitzenpersonal oder neue Partei:
Warum die CDU keine Volkspartei mehr ist*

Was ist eine Volkspartei? Wie definiert sie sich? Diese Fragen stellt man sich in der Union und auch in der SPD, neuerdings auch bei den Grünen, seit die Umfragen immer öfter die Zwanzig-Prozent-Marke durchstoßen. Fängt bei dieser Marke der Volkscharakter an? Wenn es nur um die numerische Größe geht, dann war die NSDAP auch eine Volkspartei und natürlich auch die SED. Die Nazis konnten immerhin für sich verbuchen, dass sie vor 1933 in freien Wahlen viele Menschen um sich und ihr Programm versammelten, auch wenn es vermutlich nicht viele wirklich gelesen haben. Und sie konnten behaupten, dass sie fast alle sozialen Schichten erreichten, auch das Bürgertum. Deutliche Ablehnung gab es vor allem bei den Katholiken.

Die Größe allein macht eine Volkspartei nicht aus. Es ist vor allem ihr Standort in der Gesellschaft und ihr Programm. Volkspartei definiert sich heute in Deutschland als Partei der Mitte, also eine Partei, die aus der Mitte der Gesellschaft heraus weite Kreise zieht. Das Problem ist: Diese Kreise sind inhaltlich-programmatisch zu verstehen. Sonst kann man sich mit der Partei nicht identifizieren. Und das ist auch das Problem der Union. Ihre Kreise sind nicht mehr erkennbar, sie unterscheiden sich nicht mehr von den Kreisen der Grünen. Deshalb verliert die Partei ihre Unverwechselbarkeit, die Wähler können mit denselben Argumenten und Ansichten auch andere Parteien wählen. Das geschieht auch, siehe Hamburg, siehe Bremen, siehe Stuttgart. Überall verliert die Union Stimmen und Macht. Das Lager der Nichtwähler beziehungsweise der früheren CDU-Wähler wächst. Das liegt nicht nur daran, dass das Maß an Irrationalität in der Wählerschaft insgesamt zunimmt.

Bei den politischen Akteuren in der schwarzgelben Koalition selbst ist das

Irrationale schon nicht mehr messbar. Man kann getrost von Panikreaktionen sprechen. So ist es schlicht nicht nachvollziehbar, warum die FDP mit ihren klugen und als brillant intellektuell gepriesenen Köpfen die Chance nicht wahrgenommen hat, sich etwas skeptischer zur Energiewende zu geben oder auch in der Handhabung der Schulden- und Eurokrise nicht mehr Skepsis gegenüber den Rettungsplänen an den Tag zu legen. Sie braucht nur sechs, sieben Prozent, und die hätte sie mit etwas mehr Nachdenklichkeit gegenüber den Wendehälsen in der Union locker mobilisiert. Jetzt hechelt sie wie die Union hinter den Grünen her. So kann sie nicht „liefern“, wie der neue Parteivorsitzende verspricht, sondern wird sich wie die Union nur den demoskopischen Befunden ausliefern. Fast überall hat Schwarz-gelb versucht, Rotgrün zu überholen. Es ist nicht zu sehen, wie die bürgerlichen Parteien eine eigene Statur oder ein inhaltliches Profil darstellen wollen, wenn es in zwei Jahren zum Lagerwahlkampf kommen sollte. Dieses Lager befindet sich in programmatischer Auflösung. Und das ist das Ende der CDU als Volkspartei.

Hinzu kommt, dass die Union sich die Themenfelder, in denen sie programmatisch einmal stark war, selber vermint hat und jetzt nicht mehr weiß, wo überall die Minen liegen. Zum Beispiel in der Familienpolitik. Oder bei der Bundeswehrreform. Natürlich auch bei der Energiepolitik. Oder in der Finanzpolitik. Sie hat im Moment noch Glück, weil die Konjunktur brummt. Aber wenn der Motor ins Stottern kommt, wird die Glaubwürdigkeitsfalle, in die sie mit ihren Wendemanövern hineingetappt ist, sichtbar werden. Dann wird deutlich, dass eine Partei, die ihre Grundsätze aufgibt, nicht nur die Macht, sondern auch ihre Glaubwürdigkeit verliert – und damit auch ihre Zukunft.

Das wird die Stunde für Neues sein, für neue Formationen und neue Köpfe. Das Potential ist da, eben bei der wachsenden Zahl der Nichtwähler.

Dieses Potential sucht noch eine Partei, eine konservative, genauer eine wertkonservative. Aber gibt es überhaupt eine konservative Theorie? Der französische Schriftsteller und Diplomat Chateaubriand hat einmal versucht, eine solche Theorie zu artikulieren. In seiner kurzlebigen Zeitschrift *Le conservateur*, gegründet 1818, formulierte er schon auf der ersten Seite, die Redakteure der Zeitschrift würden für die Erhaltung der gesunden Lehren kämpfen. Weder die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse, also das Bewahren eines Status quo noch ein theorieloser Pragmatismus, sondern das Festhalten an den gesunden Doktrinen – so hieß das Programm. Aber was sind die „gesunden Doktrinen“? Sind sie nicht auch einem Wandel unterworfen und müssen aktualisiert oder neu formuliert werden? Mit der Erinnerung an alte Tugenden wie Fleiß und Ehrlichkeit, wie die CDU-Chefin Angela Merkel das gelegentlich versucht, ist es nicht getan. Es zirkulieren wieder Papiere über Programmatisches. Die Kritik an der Parteiführung wird lauter. Es sind die bekannten Autoren: Die Fraktionschefs der CDU in Hessen, in Thüringen und jetzt auch in Brandenburg. Außerdem das Präsidiumsmitglied und Chef der Jungen Union, Phillip Missfelder. Die Partei diskutiert den Mangel an gesunden Doktrinen. Und das ist gut so.

Die Papiere und Worte der Kritiker fordern, „die bürgerliche Kultur mit neuem Leben“ zu erfüllen, und sie nennen auch einige Elemente dieser Kultur, die ihnen in der Partei offensichtlich zu kurz kommen. Da ist vor allem die normale, sprich traditionelle Familie. Es ist richtig: Hier betreibt die Frauenriege im Kabinett mit

Rückendeckung der Kanzlerin eine lupenreine sozialdemokratische Politik, die man unter das Motto stellen könnte: Mehr Staat und weniger Eltern. Die Eltern sollen vor allem für diesen Staat arbeiten und ihre Kinder „professionellen Händen“ (U. von der Leyen) übergeben. So kennt man das aus der untergegangenen DDR. So schafft man Mitläufer, aber keine freien Christenmenschen. Die Kritiker sprechen sich entsprechend klar

der Politik und das heißt, ihnen Priorität einräumen. „Der Kern der Krise ist der Verzicht auf die Wahrheit“, schrieb Benedikt XVI. noch als Professor Ratzinger. Dieser Verzicht ist in der CDU schon programmatisch. Die Kritik an Frau Merkel ist vielleicht eine Art letzter Aufruf für die Fahrt in die Zukunft der CDU als Volkspartei. Die Reaktion aus der Partei wird zeigen, ob es das letzte Bataillon der Bürgerlichen ist und ob die CDU als

der Mensch einen absoluten Wert besitzt; jenseits aller Einzelheiten, aller Relativitäten, aller besonderen Kräfte und Äußerungen seines empirischen Wesens steht eben „der Mensch“, als etwas einheitliches und unteilbares, dessen Wert überhaupt nicht mit irgendeinem quantitativen Maßstab gewogen und deshalb auch nicht mit einem bloßen Mehr oder Weniger eines anderen Wertes aufgewogen werden kann“. Dieser Wert des einzelnen Menschen macht seine Würde aus, seine Unantastbarkeit. Die Würde wiederum wurzelt in seiner Personhaftigkeit und diese in der Tatsache, dass er creatura ist, der der Schöpfer selbst mit großer Ehrfurcht begegnet, wie der Psalmist schon offenbart. Das Sollen, das aus dieser Überzeugung erwächst, schlägt sich nieder bei Themen wie Präimplantationsdiagnostik, Abtreibung, Stammzellforschung, Familie. Hier ist die Union schon lange auf Abwegen.

Es ist in der Tat nicht zu sehen, wie die CDU nach so vielen Wendemanövern und Irrwegen, nach dem wiederholten „Verzicht auf die Wahrheit“, aus der aktuellen Glaubwürdigkeitsfalle herausfinden kann. Ohne Glaubwürdigkeit wird sie aber nicht den Charakter einer C-Volkspartei bewahren können. Glaubwürdigkeit ist an Personen gebunden, die ein Programm verkörpern und umsetzen. Sicher gibt es in der Union noch einige Politiker, vor allem in der zweiten Reihe, die diese Glaubwürdigkeit versuchen in Politik umzusetzen. Auch im Kabinett kann man zwei, drei Namen nennen, etwa de Maiziere oder Friedrich. Sie geben (noch) nicht den Ton an. Die Union ist sicher regenerationsfähig. Mit der aktuellen Parteispitze dürfte es unmöglich sein. Deshalb ist es nicht schwer vorauszusagen, dass die Union nach einer Wahlniederlage 2013 entweder eine neue Parteispitze bekommt oder eine neue, konkurrierende Partei rechts von der Mitte. Die Ära der großen Volksparteien in Deutschland aber ist so oder so am Ende. Deshalb wäre es für die Union sinnvoll, sich auf die Wurzeln, auf die gesunden Doktrinen zu besinnen. Damit fände sie einen Stand- und Drehpunkt, der in die Zukunft tragen und Gestaltungsmöglichkeiten in der Politik bieten würde. Ansonsten droht ihr das Schicksal der ehemaligen italienischen Volkspartei Democrazia cristiana: Zerfall in viele, kleine Parteien. □



Da war es nur noch einer: Von den vier Konservativen, die vor vier Jahren den Kurs der Partei in einem Memorandum kritisierten, blieb nur noch Philipp Mißfelder übrig. Stefan Mappus verlor knapp die Wahl und geht in die Wirtschaft, Söder macht jede Wendung seines Chefs Seehofer mit, und der ehemalige Generalsekretär der CDU in NRW musste noch vor der verlorenen Wahl seines Chefs Rüttgers wegen Finanzaffären seinen Stuhl räumen. Mißfelder ist außenpolitischer Sprecher seiner Partei und Chef der Jungen Union. Seine Stimme hat nicht das Gewicht, um der Kanzlerin Paroli zu bieten und das Profil der Partei zu schärfen. Er vertritt die Wertkonservativen, einen Flügel, der abstirbt und dessen Wähler darauf warten, dass sich eine neue Formation bildet, die sie wieder wählen könnten.

für mehr Freiraum für die Familie aus, genauer: Für mehr Unterstützung und Anerkennung. Auch das Buhlen um die Grünen als möglichen Koalitionspartner ist ihnen zuwider. So gebe man Identität und eigenes Profil auf. Sie wollen die ideologische Beliebigkeit der Parteispitze nicht mittragen. Für diese Beliebigkeit stehen die sogenannten urbanen Wechselwähler, eine Gruppe, um die sich besonders die Damenriege Merkel - Schavan - von der Leyen kümmert. Unter dieser Gruppe vermutet man besonders viele junge Frauen.

Das ist statistische, abgehobene, welt- und bürgerfremde Rechnerei. Es hat mit bürgerlichem Konservatismus nicht viel zu tun. Dieser ist ohne Werte des Lebens nicht zu haben. Diese Werte haben ein Fundament: die Natur des Menschen. Aus diesem Sein erwächst ein Sollen, wie die Klassiker schon wussten und das sind die „gesunden Doktrinen“, die Wahrheiten von immer. Sie muss man suchen, auch in

Volkspartei überhaupt noch eine Zukunft hat.

Wenn nicht alles täuscht, dann ist diese Zukunft nur eine Illusion. Denn angesichts des ausufernden Pluralismus und der Diktatur des Relativismus, sowie der vorherrschenden Ich-Kultur in Deutschland und Europa, ist es für jede große Sammelpartei heute außerordentlich schwierig, eine programmatische Verbindlichkeit für alle vorzugeben. Unmöglich ist es nicht. Eine Partei mit dem C im Namen müsste zum Beispiel vor allem die Personhaftigkeit des Menschen betonen. Das geschieht in der Union aber schon länger nicht mehr. Georg Simmel (1858-1918), Mitbegründer mit Ferdinand Tönnies, Werner Sombart und Max Weber der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sagte es schon vor hundert Jahren, und seine Worte haben an Kraft nichts verloren: „Tatsächlich ruht die ganze vom Christentum beherrschte Entwicklung der Lebenswerte auf der Idee, dass

Da kam die Referentin in Verlegenheit

Gescheiterter Versuch, die Gender-Ideologie zu vermarkten

Am 19. Mai 2011 veranstaltete die Frauen-Union im CSU-Bezirksverband München einen Informationsabend über Gender Mainstreaming. Den zahlreichen Zuhörerinnen und Zuhörern sollte in homöopathisch verdünnten Dosierungen glaubhaft gemacht werden, dass Gender Mainstreaming eine gute Sache und durch die EU und den Deutschen Bundestag bereits beschlossen sei. Diese Irreführung korrigierte Frau Gabriele Kuby sofort mit einem Zwischenruf, und sie wies nach, dass nicht das Parlament, sondern lediglich die rot-grüne Bundesregierung unter dem damaligen Bundeskanzler Schröder die Förderung von Gender Mainstreaming beschlossen hatte. Hier kam die Referentin Michaela Pichlbauer, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt München und Beraterin der Universität Augsburg, zum ersten Mal in Verlegenheit. Solche Stolpersteine für die Referentin und für die Diskussionsleiterin Spänle häuften sich aber in der anschließenden Diskussion. Die Damen wollten Fragen nach der sexuellen Identität, nach deren Veränderung (flexibles Geschlecht) sowie nach der Gender-Ideologie nicht beantworten. Eine Zuhörerin sagte, man könne doch nicht ignorieren, dass die Gender-Ideologie nicht nur die Gleichstellung von Mann und Frau meine, sondern die Auflösung geschlechtsspezifischer Rollen in der Erziehung. Wenn es nur um die Gleichberechtigung der Frauen ginge, dann brauche man doch nicht den Kunst-Begriff „Gender“. Dieser Begriff umfasse doch Heterosexuelle, Bisexuelle, Lesben, Transgender und vor allem die Bestrebungen, eine „sexuelle Identität“ als Verfassungsnorm einzuführen, um alle denkbaren Spielarten der Sexualität als gleichberechtigt durchzusetzen. Auch das Bestreben, Kindern ihre angestammte, beziehungsweise natürliche Geschlechtlichkeit ab-

zuerziehen und ihnen andere Arten sexuellen Verhaltens nahezubringen, werde unter dem Sammelbegriff Gender-Mainstreaming propagiert. Die Referentin antwortete, für diese Fragen gebe es in München eine Stelle für „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen“, welche in die Schulen hineinwirke. Der Begriff Gender stamme von John Money, der eine Klinik für Geschlechtsumwandlung betrieben habe. Die Referentin sagte aber auch, das sei nicht ihre Baustelle. Auch auf den Hinweis, dass Gender nach den Theorien von Judith Butler das Geschlecht dekonstruieren wolle, antwortete die Referentin, diese Theorien seien zwar spannende Wissenschaft wie die Theorien von Heidegger oder die Relativitätstheorie von Einstein, sie seien jedoch nicht ihre Baustelle. Heftig diskutiert wurde dann das „budgetin“, die Verteilung öffentlicher Gelder auf die einzelnen Sparten des Gender Mainstreaming. Unbeantwortet blieben auch Fragen wie „Was bringt diese Geldverschwendung den jungen Akademikerinnen und Akademikern, die keinen festen Arbeitsplatz finden und mit unbezahlten Praktikantenstellen abgefertigt werden“, oder

„Was bringen Organisation und Finanzierung dieser Gender-Initiativen unseren integrationswilligen Zuwanderern aus dem Ausland?“ Auch diese Frage aus dem Kreis der bestens informierten Besucher blieb unbeantwortet. Die Sachkenntnis der diskussionsfreudigen Besucher schien für die Referentin und die Versammlungsleitung unerreichbar. Das wirkte auf viele Beobachter geradezu erheiternd.

Der Vorsitzende des Bezirksverbandes der CSU München, Staatssekretär Dr. Bernhard, distanzierte sich von der ganzen Gender-Ideologie mit einem Zitat aus der Zeitschrift „Cicero“. Dort hieß es, diese Ideologie führe ins Abseits. Wie recht er hatte!



Mancher Besucher dachte auf dem Heimweg daran, dass noch vor wenigen Jahrzehnten der Staatsanwalt zum Schutz der Kinder gegen die Verbreitung solcher Ideen aufgetreten wäre, die ja geeignet sind, eine natürliche Entwicklung unserer Kinder systematisch zu beeinträchtigen. Dank des Internet-Portals „medrum“ waren so viele und so gut informierte Besucher auf diese Veranstaltung aufmerksam geworden, dass die Frauen-Union ihr Ziel glücklicherweise gründlich verfehlte. Man kann die CSU nur warnen vor manch absonderlichen Bestrebungen der Frauen-Union, denn es lohnt sich nicht, naturwidrige Ideen zu vertreten, nur weil sie bei linken Medien und Gegnern gut ankommen. Auf Dauer lohnt es sich dagegen, das Naturrecht und den Respekt vor der Schöpfung zu vertreten. □

Grenzen der Familienpolitik

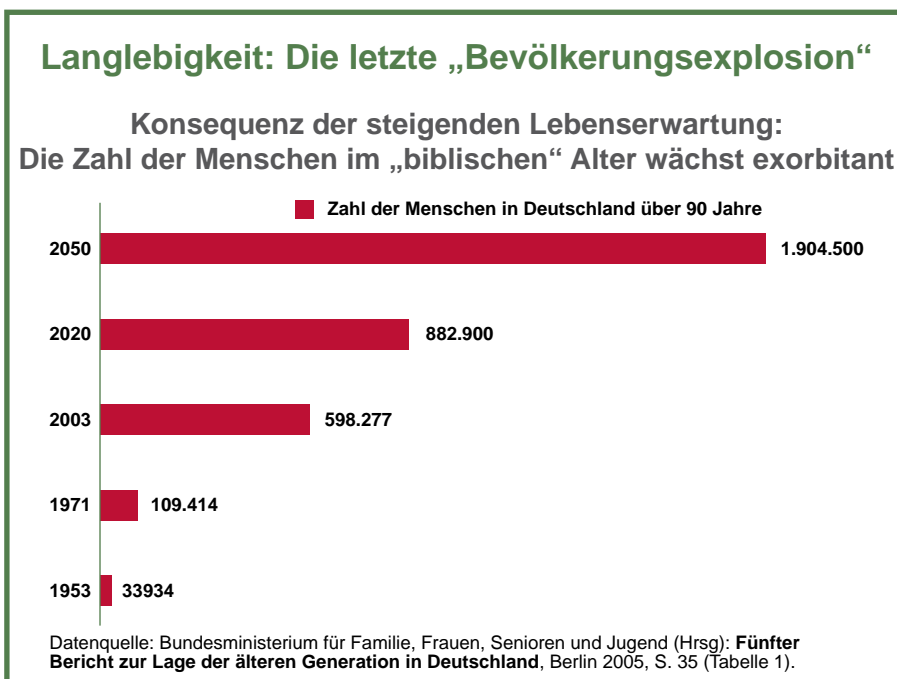
*Was sich hinter der Debatte um die Rente mit 69 verbirgt
Grundübel ist die „moralische Selbstermächtigung“*

Wir werden älter. Das ist erfreulich. Für die Sozialingenieure in den Parteien jedoch sind damit Probleme verbunden. Eine längere Lebenszeit bedeutet längere Rentenzeit, und das kostet Geld. Das ist auch kein deutsches Problem. Überall in Europa und in den Industrieländern holt die Demographie die Rentensysteme ein. Am lautesten tobte die Renten-Debatte in Frankreich. Dort ist es auch mit am Nötigsten, über die Zukunft der staatlichen Altersvorsorge zu reden. Das scheint paradox, denn die französischen Frauen bringen mehr Kinder zur Welt (statistisch 2,1 Kinder pro Frau im Alter zwischen 15 und 45) als die Frauen in jedem anderen Land Europas. Aber es liegt nicht an den Frauen, sondern am System. Derzeit gehen die Franzosen im Durchschnitt mit 59,3 Jahren in Rente. Nur in der Slowakei und in Österreich hört man früher auf zu arbeiten. Da die französischen Berufsanfänger im Schnitt noch älter werden, die Lebensarbeitszeit also relativ kürzer wird, wird die Rentenkasse immer stärker belastet. Deshalb musste das Renteneinstiegssalter von 60 auf 62 Jahre erhöht werden, trotz der Proteste. Und das wird nicht reichen. Denn damit hat Frankreich immer noch die jüngsten Rentner in Europa. Nur 38 Prozent der 55 bis 64jährigen gehen einer Erwerbsbeschäftigung nach, im EU-Durchschnitt sind es immerhin 61 Prozent. Es ist absehbar, dass die kleine Reform der bürgerlichen Regierung nicht ausreichen wird, um das System zu retten. Man hat nur Zeit gewonnen. Experten berechnen den Zeitgewinn auf acht Jahre. Dann stünde das System erneut vor dem Kollaps. Dasselbe gilt für Deutschland, obwohl hier die Rente mit 67 gilt.

Das sind keine Einzelfälle. Erstmals gab es im vergangenen Jahr in

Europa mehr Rentner als Berufseinsteiger, mehr Renteneinsteiger und Vorruheständler als Schulabgänger. Den 28,8 Millionen Menschen zwischen 60 und 65 Jahren stehen 28,6 Millionen Junge zwischen 15 und 20 Jahren gegenüber. Der sogenann-

der Beiträge bei einer schrumpfenden und schon stark belasteten Erwerbsbevölkerung vermittelbar, noch wird man die Renten kürzen wollen, weil dieser Teil der Bevölkerung schon wahlentscheidend ist. Also schiebt man das Problem in die Zukunft,



te Altenquotient (die Zahl der über 65jährigen im Verhältnis zu den 20- bis 65jährigen) steigt und erhöht den Reformdruck auf die Systeme. Am höchsten ist der Quotient in Deutschland, Österreich, Griechenland, Italien und Spanien. Es sind die Länder mit den geringsten Geburtenraten. Dort bekommen die Frauen statistisch gesehen 1,1 bis 1,3 Kinder. Und das ist das wirkliche Problem: Die fehlenden Kinder.

Die Sozialmaschinen in den Parteien aber ignorieren dieses Faktum. Ihre Sorge ist: Die staatlichen Renten sind nicht mehr sicher, die Kassen sind leer. Überall wird das Renteneinstiegssalter erhöht werden (müssen). Denn weder ist eine Erhöhung

indem man das Renteneinstiegssalter hinauszögert. Aber selbst das geschieht in manchen Ländern nicht oder nur sehr langsam. In Österreich zum Beispiel gehen 90 Prozent der Arbeitnehmer vor dem 65. Lebensjahr in Rente. Die Möglichkeiten der Frührente sind großzügig. Für Versicherte mit 40 Beitragsjahren gibt es die Möglichkeit eines abschlagsfreien Renteneintritts. Zwei Millionen Bürger, also jeder vierte Österreicher, sind mittlerweile Rentner. Sie stellen ein Drittel aller Wahlberechtigten. Das ist der Grund, weshalb die Politik von Reformen nichts wissen will. Alle Parteien fürchten den Wählerverlust. Die öffentlichen Ausgaben für das Rentensystem betragen 12,8 Prozent des Bruttoinlandspro-

dukts. Das wird im OECD-Vergleich nur von Frankreich und Italien überboten. Im EU-Durchschnitt sind es zehn Prozent. Das kann in Zeiten der Finanzkrise auf Dauer kein Land durchhalten, erst recht nicht, wenn es Schulden für die künftigen Generationen abbauen will.

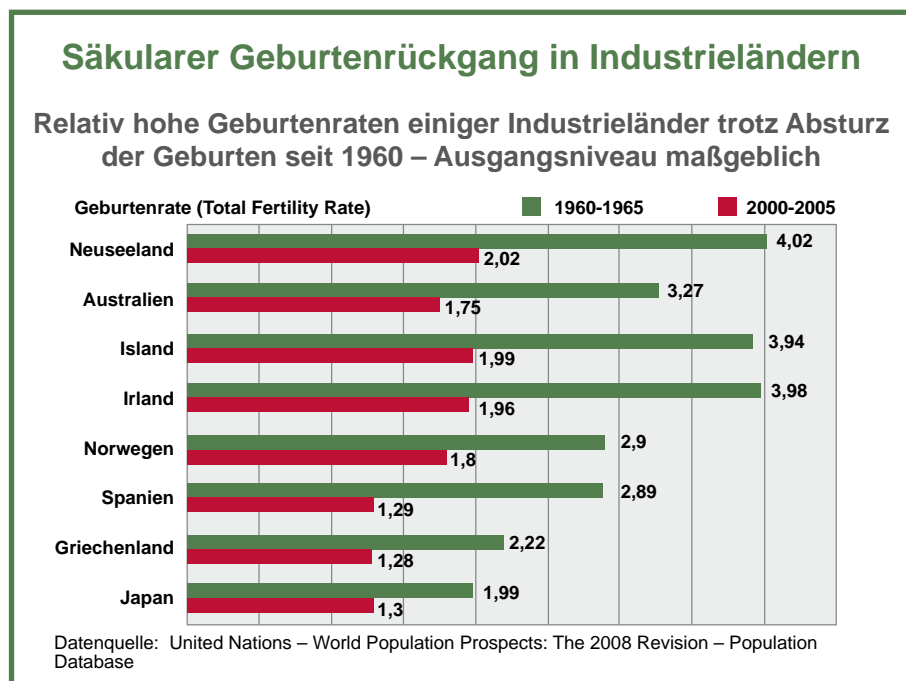
In Deutschland wird über die Rente mit 69 diskutiert, statt sich zu fragen, wie man es den Familien erleichtern könnte, mehr Kinder zu bekommen.

Noch einmal: Das wirkliche Problem sind nicht die leeren Kassen, sondern die leeren Wiegen. Dieses Problem hat keine Regierung in Europa auf dem Schirm, weil kaum eine an Familie, fast alle aber nur

Die Abtreibung ist ein Grund. Ein weiterer ist die Familienpolitik selbst. Zwar lässt sich das generative Verhalten nicht mathematisch steuern, und selbst Qualitätszeitungen bezeichnen deshalb finanzielle Familienförderung als Verschwendung. Diese Botschaft verkündeten Leitartikler und publizistisch aktive Ökonomen in den letzten Monaten anlässlich des offenkundigen Misserfolgs des Elterngelds. Ihre Argumentation ist einfach: Trotz öffentlicher Leistungen für Familien setzt sich der Geburtenrückgang in Deutschland fort, was die Unwirksamkeit direkter Transfers an Eltern beweise. Tatsächlich sind die Geburtenraten seit den 1960er Jahren ausnahmslos in allen Industrieländern

ferenter Ziele und Maßnahmen der Familienpolitik fällt eine entscheidende Gemeinsamkeit zwischen diesen Ländern auf: Sie gehörten zu den Staaten, die im OECD-Vergleich am meisten für Familien ausgeben. Anteilig gemessen am Bruttoinlandsprodukt investieren sie mehr als doppelt so viel in Familien wie etwa Spanien, Italien oder Kanada. In den letzteren Ländern gibt es nur wenige finanzielle Leistungen für Eltern. Wohl kaum zufällig sind in diesen Ländern die Geburten seit den 1960 Jahren besonders dramatisch (in Kanada um fast 60 Prozent!) eingebrochen.

Anders als von manchen Ökonomen behauptet, wirken sich finanzielle Leistungen für Familien also sehr wohl auf die Geburtenentwicklung aus: Zwar können sie den Trend zu weniger Kindern nicht umkehren, ihr Fehlen verschärft jedoch den Geburtenschwund. Darauf wies schon Ende der 1970er Jahre der damalige Leiter des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung hin: Auch eine zunächst „scheinbar erfolglose Bevölkerungspolitik“ könne wirken, „indem sie nämlich einen vorhandenen gegenläufigen Trend immerhin abschwächt“. Die Bundesregierung war sich dieser Schwierigkeit durchaus bewusst: Sie begründete ihre Familienpolitik nie mit dem Ziel, Geburten zu fördern, sondern mit besseren Lebensbedingungen für Kinder und Familien, dem Ausgleich materieller Nachteile von Eltern im Vergleich zu Kinderlosen und dem Ziel, die von Familien erbrachten Erziehungs- und Pflegeleistungen materiell anzuerkennen. Diesen Anliegen dienten das 1986 eingeführte Erziehungsgeld, „Erziehungszeiten“ in der Rentenversicherung, Kinderfreibeträge und vor allem das Kindergeld. Ohne diese finanzielle Unterstützung wären die Geburtenraten in Deutschland wahrscheinlich, ähnlich wie in Italien oder Spanien, auf ein noch niedrigeres Niveau gesunken. Noch wichtiger als der Geburtenaspekt ist jedoch: Die existierenden Familien wären ohne diese Leistungen ärmer (gewesen) und die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ (Franz Xaver Kaufmann) von Staat und Gesellschaft gegenüber der Familie noch eklatanter. Der Fünfte Familienbericht warnte deshalb eindringlich davor, in Zeiten öffentlicher Finanznot



an Wirtschaft denken. Kein Wunder: Die meisten Regierungen sind menschlich ziemlich arm, sprich kinderlos. Und wollte man das Problem ernsthaft erörtern, man käme am Skandal der Abtreibung nicht vorbei. Auf mehr als acht Millionen allein in Deutschland schätzt man die Zahl der Kinder, die seit den siebziger Jahren nicht geboren, sondern im Mutterleib getötet wurden. Etwa vier Millionen wären jetzt Teil der Erwerbsbevölkerung und würden die Kassen der Umlagesysteme füllen. Es gäbe kein Rentenproblem. Dieser Zusammenhang wird in der Debatte sorgsam vermieden. Die politische Korrektheit, sprich die Feigheit vor der Wahrheit, verbietet es, darüber zu sprechen.

deutlich gesunken, dies gilt sogar für das familienpolitische Vorzeigeland Frankreich. Immerhin verlief der Geburtenrückgang hier im Vergleich zu anderen Industrieländern aber deutlich sanfter: Während die Geburtenraten in den meisten Ländern um 40-55 Prozent einbrachen, gingen Sie in Frankreich „nur“ um ca. 30 Prozent zurück. Relativ moderat verlief der Geburtenrückgang auch in Schweden, Luxemburg und Dänemark. Die familienpolitischen Leitbilder dieser Staaten unterscheiden sich erheblich: Dänemark (wie auch Schweden) fördert das Doppelverdienermodell, Luxemburg eher die „klassische Ernährerfamilie“ und Frankreich die Wahlfreiheit zwischen verschiedenen Familienmodellen. Trotz dif-

bei den Familien zu sparen. Er begründete dies mit den unverzichtbaren Leistungen der Familie für die materielle Wohlfahrt und „die alltägliche Lebensqualität und Lebenskultur der Menschen unseres Landes“.

Diese Leistungen von Familien verkennen jene Ökonomen, Publizisten und Politiker, die finanzielle Familienförderung als vermeintliche „Verschwendung“ bekämpfen. Sie sind gefangen in einem Kurzfrist-Effizienzdenken, das längerfristig die öffentlichen Haushalte und den sozialen Frieden bedroht: Je mehr der Staat die bisher von Familien erbrachten Pflege- und Betreuungsleistungen übernehmen muss, desto teurer wird es – härtere Verteilungskonflikte und weniger Solidarität sind so vorprogrammiert.

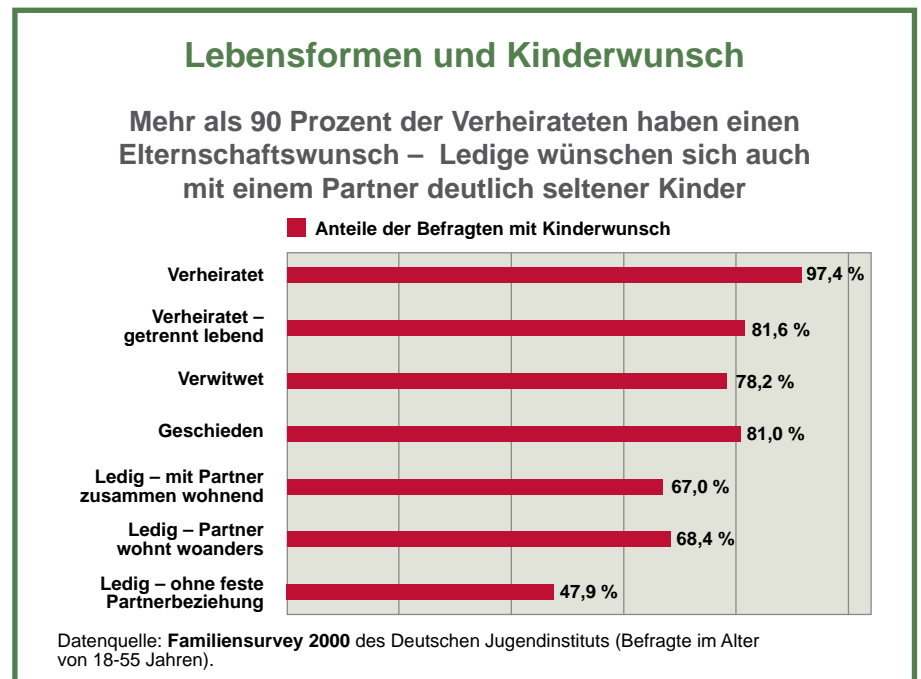
Also: Das Problem ist alt, nicht das Alter ist das Problem. Wir freuen uns alle, dass wir älter werden. Aber irgendjemand muss das Älterwerden auch absichern, entweder wir selbst mittels unserer Ersparnisse (in Form von eigenem Kapital oder von Kindern) oder die Gesellschaft mittels der umlagefinanzierten Altersvorsorge. Das Problem ist alt und schon frühere Regierungen haben es erkannt. Kanzler Kohl sagte im Präsidium der CDU, als Mitte der achtziger Jahre die zwei dicken Bände der „Enquete-Kommission Demographischer Wandel“ auf dem Tisch lagen, er wolle nichts tun, weil das die Machtfrage aufwerfe. Denn entweder müsse man die Beiträge erhöhen oder die Renten kürzen, beides sei nicht zumutbar. In beiden Fällen würde man Wähler verlieren, mithin die Macht riskieren. Auch heute denken die meisten Politiker mehr an die eigene Macht als an die Zukunft des Landes, mithin das Gemeinwohl.

Es gibt zu dieser Schlüsselszene in der Geschichte der CDU kein Protokoll, aber Augenzeugen. Die Zweifler von damals dürfen sich heute bestätigt fühlen. Der Wille des Kanzlers geschah, nämlich nichts, aber die Menschen wurden älter, die Jungen weniger und die Kassen leerer. All das war vorhersehbar. Auch die nächste Rentenzukunft ist vorhersehbar: In einem überschuldeten Staat werden die Renten nicht durch einen

noch höheren Beitrag des Steuerzahlers, der jetzt schon ein Drittel der Renten zahlt, finanziert werden können. Die Lösung des Problems ist ein Kompromiss: Die Verlängerung der Lebensarbeitszeit. Sie lässt die Jungen länger arbeiten (und einzahlen) und die Alten weniger lang Rente beziehen. Aber die salomonisch anmutende Lösung hat natürlich auch einen Risikofaktor: Es ist der Mensch. Niemand weiß heute, wie alt er wird. Berechnen lässt sich momentan lediglich, dass er pro Jahr drei Monate älter wird. Das heißt: Wenn die Rente mit 67 im Jahr 2029 voll eingeführt sein wird, wird er im Schnitt drei Jahre älter, die zwei zusätzlichen Jahre reichen nicht aus, wir bräuchten mindestens die Rente ab 68. Deshalb auch

falls mit ins Kalkül gezogen werden, wenn man die Lebensarbeitszeit berechnen will. Wir brauchen die flexible, nicht die dynamische Rente, auch wenn das System dadurch komplizierter wird. Aber das einfache Leben mit Gesetzen für die Ewigkeit ist sowieso eine Illusion der Politiker. Richtig daran ist nur, dass viele Politiker es sich einfach machen. Diese alte Erkenntnis zeigt sich auch in der aktuellen Debatte, geschürt von SPD-Chef Gabriel und diskutiert bis hinein in die Union.

Vergessen wird dabei die Familie. Das war bei Kohl noch anders. Er bezeichnete die Familie als Hort gegen Verwahrlosung. Wörtlich hieß es im fünften Familienbericht: „Die Familie



die Debatte über die Rente mit 69, und auch die wird nicht reichen.

Der Schritt, den die Große Koalition mit der Einführung der Rente ab 67 gegangen ist, ging statistisch also in die richtige Richtung, war aber zu klein. Und zu wenig durchdacht. Denn die Statistik ist das eine, das Leben das andere. Es gibt Berufe, bei denen ist man mit 67 schon richtig alt. Früher waren das die kohleschippenden Lokführer oder die Kumpels in den Bergwerken. Diese Berufe verschwinden. Heute ist der Lehrerberuf anstrengender als früher, wie die überdurchschnittlich vielen Burnouts bei Lehrern ab Mitte Fünfzig belegen. Das heißt: Die berufsspezifischen Probleme müssen eben-

bringt in unsere technisierte, vielfach anonym gewordene Welt Nähe und Menschlichkeit. In einer auf Wahrung und Entwicklung von Wohlstand gerichteten Zeit wird vielfach übersehen und verdrängt, dass Familien und kleine Netze gelebter Solidarität Bedingung effizienten Wirtschaftens und sozialer Sicherung für alle sind. Würden in Familien nicht eine Fülle humaner Dienste von der Erziehung bis zur Pflege erbracht, wäre unser Sozialstaat nicht nur weniger menschlich, er wäre auch unbezahlbar. Unsere Gesellschaft bleibt auf Partnerschaft, Nächstenliebe und Solidarität angewiesen. Nächstenliebe lässt sich weder aus Büchern noch modernen Medien erfahren, sie lässt sich nur erlernen durch eigenes Tun und ei-

genes Erleben. Eine Renaissance der Familie ist ein gutes Rezept gegen Vereinsamung, Verrohung und Gewaltbereitschaft, die bei Jugendlichen sicher seltener zum Ausbruch kämen, wenn frühe - oft stumme - Hilferufe nach menschlicher, familiärer Wärme rechtzeitig wahrgenommen würden. Je mehr die Solidarität der Generationen konkret und persönlich erfahren wird, um so eher prägt sie auch unsere Gesellschaft. [...] Je mehr wir in der Familie lernen, partnerschaftlich miteinander umzugehen, desto eher können Konflikte zwischen den Menschen und Interessengegensätze in der Gesellschaft zum Ausgleich gebracht werden. [...] Es gibt keinen Lernort, der diese Aufgabe der Familie ersetzen könnte.“

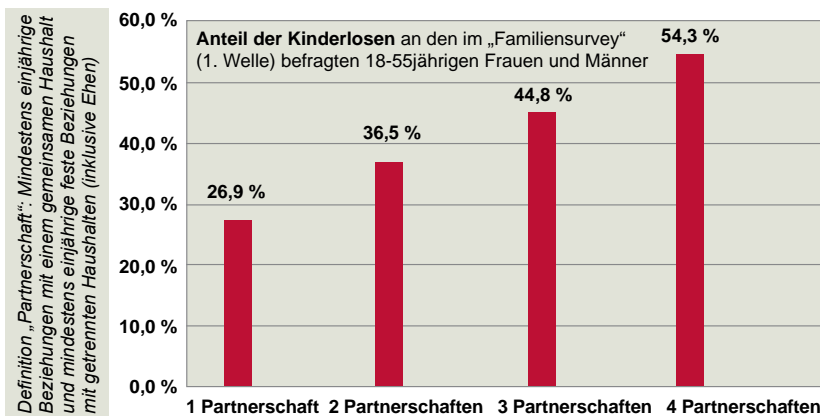
hier begegnet, ja deckt sie sich mit linken Ideologien.

Darauf weisen nur wenig Fachleute hin. Der Familienforscher Stefan Fuchs tut es in einem Newsletter des unabhängigen Instituts für Demographie, Allgemeinwohl, Familie e.V. (www.i-daf.org) und stellt fest: „Schon Karl Marx wusste: Nichts ist emanzipatorischer als der Kapitalismus. Die Bourgeoisie, so schrieb er 1848 im Kommunistischen Manifest, könne nicht existieren ohne ‚sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitig-

den. Ehe- und Kinderlosigkeit waren die Ausnahme und galten als Unglück. Nur wenige Abweichler wandten sich explizit gegen die nicht nur von den Kirchen, sondern auch von Bürgertum und Arbeiterschaft unterstützte Familien-Norm. Zwar opponierten Angehörige der intellektuellen Bohème seit jeher gegen die Zwänge und Konventionen des „Normal-Verhaltens“; aber erst durch die elektronischen Massenmedien konnte diese Agitation ihre revolutionären Wirkungen voll entfalten. Zugleich ermöglichten Wohlstand und Massenproduktion breiten Bevölkerungsschichten, Waren und Dienste (z. B. Fernreisen) zu genießen, die bis dato Luxus der Oberschicht waren. Einstige moralische Tabus verblassten, zum maßgeblichen Wert postin-

Partnerschaftsanzahl und Kinderlosigkeit

Je mehr Partnerbeziehungen sie durchlebt haben, desto häufiger sind Frauen und Männer kinderlos



Datenquelle: Vgl. Henrike Lühr: Kinderwunsch und Kinderzahl, S. 461-496, in: Hans Bertram (Hrsg.): Die Familien in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Deutsches Jugendinstitut Familien-Survey Band 1, Opladen 1991, S. 475.

Bolz – Altersrassismus als Chiffre für Realitätsflucht

Die Hochbetagten des heute so genannten vierten Lebensalters beschieren uns einen enormen Anstieg der Alzheimer-Demenz und erschrecken durch einen dramatischen Schwund an Selbstständigkeit und Gesellschaftsfähigkeit. Der Glanz der jungen Alten strahlt auf die alten Alten gerade nicht ab. [...] Die Differenz der Lebensalter ist heute so tabu wie die der Geschlechter. Wer zu diesen Themen Stellung nimmt und das Scherbengericht der political correctness vermeiden will, ist deshalb gut beraten, wenn er der Maxime folgt: Über Frauen und Alte nur Positives!

Norbert Bolz: *Die Helden der Familie*, München 2006, S. 26.

Das ist eine Stellungnahme, die man heute nicht mehr hört, auch in der Union nicht. Ihre von der Bindungsforschung mittlerweile belegbaren Feststellungen begründen die Familienpolitik der Regierung Kohl. Sie sind eine Ohrfeige für die Nachfolge-Regierungen, auch und gerade unter Bundeskanzlerin Merkel. Denn keine andere Regierung hat den wirtschaftlichen Spielraum von Familien so verengt wie die Regierung Merkel mit der Familienministerin von der Leyen. Für sie zählt Familie nur als Faktor und in Funktion des Arbeitsmarkts. Sie hat aufgegeben, darüber nachzudenken, warum die Familien nicht mehr Kinder bekommen. Sie ist in ihrer neokapitalistischen Ideologie gefangen – und

gen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen’. Auf diese Weise habe der Kapitalismus auch dem ‚Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis’ zurückgeführt“. Die „utilitaristischen Lektionen“ des Marktes – bekräftigte später Joseph A. Schumpeter – ließen „die Werte des Familienlebens“ verblassen“.

Schon die „Klassiker“ der Ökonomie diagnostizierten also eine Krise der Familie in der kapitalistischen Gesellschaft. Einer Abkehr von der Familie wirkte aber noch lange eine traditionelle Familienmoral entgegen: Bis weit in die 1960er Jahre hinein blieb es in der westlichen Welt die Norm, zu heiraten und eine Familie zu grün-

dustrieller Gesellschaften avancierte die individuelle Selbstverwirklichung. Diese neue „Individualitätsmoral“ (Eric Hobsbawm) emanzipiert aus eben jenen traditionellen Bindungen. In wirtschaftlich entwickelten Ländern verlieren Religion und kulturelle Tradition an sozialer Verbindlichkeit, individualisieren sich die Lebensentwürfe und lösen sich vor allem Frauen aus traditionellen Familien- und Geschlechterrollen. Die weltweit zu beobachtende sinkende Heiratsneigung, die gestiegenen Scheidungsrisiken und nicht zuletzt die rückläufigen Kinderzahlen sind Symptome und Folgen dieser Modernisierung, die man gut und richtig auch Relativismus nennen kann.

Fortsetzung folgt

Den du, o Jungfrau, zu Elisabeth getragen hast

Rosenkranzbetrachtung

Das Fest Mariä Heimsuchung dürfte, wie so viele Marienfeste, seinen Ursprung im Osten haben. Es wurde jedenfalls 1263 vom heiligen Bonaventura im Franziskanerorden eingeführt und auf den 2. Juli, also eine Woche nach dem Johannesfest, gelegt. Papst Pius V. nahm diesen Festtag in den römischen Kalender auf. Nach der Reform dieses Kalenders wird das Fest seit 1969 am 31. Mai gefeiert. Im deutschen Sprachraum ist, mit Rücksicht auf die Volksfrömmigkeit, der alte Termin 2. Juli beibehalten worden. Bei diesem Fest gedenkt die Kirche des Besuchs der hl. Jungfrau Maria bei ihrer Base Elisabeth (Lk 1, 39).

Das Bild zeigt, wie die junge, schwangere Maria, nach ihrer Reise übers Gebirge – sie hat noch einen Reisehut auf –, die Treppen zum Haus ihrer Base Elisabeth hinauf steigt.

Diese, trotz ihres hohen Alters ebenfalls schwanger, kommt ihr entgegen, und beide Frauen reichen sich die Hand. Macht man sich die Mühe und misst den Mittelpunkt des Bildes aus, so stellt man fest, dass diese Handreichung ganz genau im Bildmittelpunkt liegt. Ihre freien Hände breiten beide Frauen in einem Gestus der Überraschung und des Jubels aus. Elisabeth spricht hierbei zu Maria: „Du bist gebenedeit unter den Weibern“, und Maria stimmt das Magnifikat an. „Meine Seele preist die Größe des Herrn und mein Geist jubelt über Gott meinen Retter. Denn auf die Nied-

rigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe von nun an preisen mich selig alle Geschlechter. Denn der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig ...“ Eine Person zwischen beiden Frauen schaut ehrfürchtig zu Maria auf, fasziniert von ihrem Lobgesang.

Im Schatten des Türrahmens, hinter Elisabeth, sieht man ihren greisen Mann, den Priester Zacharias. Sein Mund ist geschlossen. Er ist noch stumm, bis zur Geburt seines Sohnes.

Maria wird von einem Paar begleitet.

Dieses trägt ihr Gepäck – immerhin blieb Maria drei Monate bei Elisabeth – allein wäre für Maria die Reise zu gefährvoll gewesen. Der Maler vermittelt den Eindruck, als fragte der ältere Mann seine Begleitung, was die Begegnung der beiden Frauen bedeute.



Der Hintergrund wird mit Architektur-elementen abgeschlossen. Solche Architekturteile erleichterten es dem Maler, dem Fresko an der Kirchendecke Höhenperspektive zu geben. In der Mitte sieht man eine Brücke. Diese deutet in der Kunst meistens auf eine Übergangssituation hin, hier vom Alten zum Neuen Testament. Nicht so eindeutig ist die Pyramide zu verstehen. Spielt sie auf die Bibelstelle an, wo es heißt: „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen“ (Hosea 11,1)? Sie könnte aber auch lediglich darauf hinweisen, dass Maria von weit her kommt.

Alois Epplé

15 Jahre Institut St. Justinus

Weltmission vor unserer Haustür

Die Christen in Europa leben heute **de facto** in einer neuheidnischen Gesellschaft. Eine Neu-Evangelisierung Europas ist dringend notwendig. Davon sind gläubige Christen in den europäischen Ländern überzeugt. Vor der **Tatsache der Entchristlichung** in Europa dürfen wir nicht länger die Augen verschließen. Denn das Europa von heute bauen die großen Bankiers, die politischen Parteien, die Geheimbünde, die Universitäten, die Gewerkschaften, fast alle mit sehr wenig christlichen, vielmehr anthropozentrischen, materialistischen und letztlich atheistischen Programmen.

Wenn auch die Situation des christlichen Glaubens und der Kirche in Europa äußerst ernst ist, so gilt doch auch heute der Auftrag Christi an seine Jünger, zu allen Völkern zu gehen und alle Menschen zu seinen Jüngern zu machen (vgl. Mt 28,20). Vielleicht denken wir dabei **zu rasch an die Mission in anderen Kontinenten und nicht an Europa**, das bereits wieder Missionsland geworden ist. Die Menschen aus den verschiedensten Völkern und Religionen sind bereits unter uns und haben ein Recht die Botschaft Christi zu hören.

Die Gründung des Institutes

Diese Überlegungen führten vor 15 Jahren, am **30. Juli 1996**, zur Gründung des **Institutes St. Justinus**, einem Werk der **Erst-Verkündigung** und der **Neu-Evangelisierung**. Das Institut ist heute ein von der Österreichischen Bischofskonferenz sowie von staatlicher Seite in Österreich und Deutschland anerkannter, eingetragener Verein und hat seinen Hauptsitz in Wien.

Das Institut St. Justinus wurde nicht „geplant“, sondern entstand durch das Bemühen, auf die vielfachen Nöte von suchenden Menschen zu antworten. Es entstand mit vielen kleinen Schritten und begleitet von so manchen Schwierigkeiten, aber auch vielen positiven Erfahrungen. Die Tätigkeiten des Institutes sind vor allem religiöse Unterweisungen und Informationen, katholischer Glaubensunterricht in verschiedenen Sprachen für Taufbewerber und Katechumenen, sowie die Ausbildung von Katechisten (LAK) und Apostolatsschulung für freiwillige Mitarbeiter.

Auch heute ist es Gottes Wille, dass allen Menschen, auch den Muslimen, das Evangelium verkündet werde. Wir Christen haben **die Pflicht**, den suchenden und fragenden Menschen Antwort zu geben – und sie haben **ein Recht** zu erfahren, „**aus welcher Hoffnung wir leben**“! Sie haben ein Recht, ihren Erlöser und Heiland kennen zu lernen und von seiner Botschaft zu hören. Der heilige Paulus fragt: „**Wie sollen sie glauben, wenn ihnen niemand verkündet?**“

Serviceleistung für Taufbewerber

Von allem Anfang an hat das Institut St. Justinus gemäß den Weisungen des **Zweiten Vatikanischen Konzils** für die fremdsprachigen Taufbewerber den **Weg des mehrstufigen Katechumenates** übernommen. Der Katechumenat ist der Weg des Christwerdens, d.h. der Einführung und Eingliederung eines Nichtchristen in die katholische Kirche. Der Glaubensweg der Taufbewerber verläuft in verschiedenen Wachstumsphasen.

Die Übergänge von einer Phase zur anderen werden liturgisch gefeiert. Der **Höhepunkt auf diesem Weg** ist die Feier von **Taufe, Firmung und Eucharistie**.

Der mehrstufige Eingliederungsweg bezweckt nicht bloß die Vermittlung von Wissen, etwa das Auswendiglernen des Katechismus, sondern zielt auf die ganzheitliche **Einübung in das christliche Leben** ab. Dabei geht es vorerst um die Einübung in den Glauben. Der Kandidat soll lernen, alles mit den Augen Jesu zu betrachten und zu beurteilen. Weiters soll er sich um einen Wandel gemäß dem Evangelium bemühen. Er soll in seinem Denken, Betragen und Tun nach und nach vom Geist der Frohbotschaft Christi durchdrungen werden. Der Taufbewerber wird mit dem Gebet und der Liturgie der Kirche vertraut gemacht.

Um den Neugetauften und Katechumenen eine gewisse **Geborgenheit und Beheimatung in der Kirche** zu geben, feiert das Institut seit 1996 in Graz und Linz den Sonntagsgottesdienst einmal im Monat in türkischer Sprache. An den übrigen Sonn- und Feiertagen sind die Taufbewerber angehalten, den Gottesdienst regelmäßig in den Pfarrkirchen ihres Wohnortes mitzufeiern. Die Mitfeier des monatlichen Gottesdienstes in türkischer Sprache wird mit eigens erarbeiteten Lied- und Textheften – oft in zwei Sprachen – gut vorbereitet. Bei Anwesenheit von mehreren Iranern und Afghanen werden die Lesungen auch auf persisch verkündet.

Bereits am 12. September 1997, am Fest Mariä Namen, konnte an die Neugetauften und Katechumenen eine erste Nummer der **türkisch – deutschen Monatszeitschrift „Çagri – Der Ruf“** verteilt werden. Heute



Den Weg von Pater Herget finde ich dazu eine wunderbare, gute Sache. Es sollte im Laufe der Zeit aus jeder Gemeinde ein engagierter Christ zu einem Katechistenkurs von P. Herget kommen und dann in seiner Gemeinde versuchen als Sauer Teig zu wirken. Auch der neokatechumenale Weg scheint mir ein sehr vielversprechender Weg für die Umsetzung des Zieles einer Neuevangelisierung zu sein. Aber es wird immer dringender, dass wir auf diesem Gebiet Intensivarbeit leisten. Und unser Kongress sollte jedem Teilnehmer ins Heft schreiben, dass der Auftrag Christi; „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker zu halten, was ich euch geboten habe“ für einen jeden von uns gilt, und dass wir alle zur Heiligkeit berufen sind.

aus einem Leserbrief von
Dr. Karl Maria Heidecker

(2011) ist diese Monatsschrift bereits im 15. Jahrgang, und die gesammelten Hefte sind eine wahre Fundgrube und eine große Hilfe für die pastorale Tätigkeit.

Werft die Netze aus!

Eines der bemerkenswertesten Erlebnisse im Leben der Jünger Jesu war sicherlich der **Fischfang auf dem See Genezaret**. Die Jünger wuschen nach ihrer Rückkehr am Ufer die Netze, sie waren müde, enttäuscht, ratlos. Ihre Netze waren leer geblieben. Das Bild von den leeren Netzen ist ganz lebensnah und in unsere Zeit übertragbar. Dann aber setzte Jesus ein Zeichen, das seine Jünger nie mehr vergessen sollten. Auf dieses Ereignis anspielend sagte der heilige Vinzenz von Paul: *„Wir haben bloß die Netze auszuwerfen, vom Fische fangen war nicht die Rede.“* Damit wollte er sagen, vergesst nicht, es ist der Herr selbst, der die Berufenen an sich zieht.

„Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es“. Die Jünger auf dem anderen Boot mussten zu Hilfe kommen. Das Netz war *„mit hundertdreißig großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht“* (vgl. Joh 21,1-14).

Dem Institut erging es bald ähnlich. Weil sich immer mehr Taufbewerber meldeten und die Arbeit nicht zu meistern war, musste Ausschau gehalten werden nach Helfern. Mit Genehmigung der Österreichischen Bischofskonferenz begann im Jahre 2002 das Institut gemeinsam mit der Päpstlichen Phil. Theol. Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz (in der Nähe Wiens) für den Glaubens-

unterricht erwachsener Taufbewerber Katechisten auszubilden. Dieser *„Lehrgang zur Ausbildung von Katechisten mit besonderer Befähigung für das fremdsprachige Katechumenat“* (LAK) wird als Fernkurs mit vier Semestern und je einer Studienwoche geführt. Der Lehrgang erfolgt nach Richtlinien, die von der Österreichischen Bischofskonferenz approbiert wurden, und schließt mit der kirchlichen Sendung zum Katechisten. Bischöflicher Protektor ist der Erzbischof von Wien.

Am 11. September 2004 wurden durch **Kardinal Christoph Schönborn** die ersten 24 Absolventen als ehrenamtliche Katechisten in der Stiftskirche Heiligenkreuz ausgesandt. Heute (2011) sind es bereits 231 Absolventen, die von den Bischöfen als ehrenamtliche Katechisten gesendet wurden, und es gibt über 130 Studierende.

Naturgemäß sind die meisten Absolventen und noch studierenden Anwärter als Katechisten deutschstämmig, aber es gibt auch bereits Katechisten **aus den jeweiligen Volksgruppen**, die ihr Wissen in ihrer Landessprache an Angehörige ihrer eigenen Nationalität weitergeben können, und dies erscheint uns als ein äußerst wichtiger Schritt.

Mitsorge durch das Gebet

Von allem Anfang an hat sich die Leitung des Instituts St. Justinus bemüht, viele Beter zu finden, die missionarisch gesinnt sind und die Anliegen des Institutes durch regelmäßiges Gebet unterstützen. Zahlreiche Einzelpersonen, aber auch Gebetskreise und beschauliche Ordenshäuser unterstützen so die Arbeit des Institutes. **Bekehrung ist**

Gnade, ein Geschenk Gottes, das auch erbeten werden will. Die Formen und das Ausmaß der freiwilligen Mitsorge durch das Gebet kann sehr verschieden sein, doch das Ziel bleibt immer das gleiche, die demütige Bitte um die Hinführung der Nichtchristen zu Glaube und Taufe. Es geht aber auch um das stellvertretende Gebet für die Neugetauften, um vertieften Glauben, um feste Hoffnung und eine treue Liebe zum Herrn und seiner Kirche.

Verstärkter Einsatz für die Verkündigung

Mit der Weiterführung der bisherigen katechetischen und pastoralen Aufgaben für die Taufbewerber, Katechumenen und Neugetauften und der damit sich ergebenden Ausweitung des Institutes St. Justinus sind auch in Zukunft große und wichtige Aufgaben zu erwarten.

Alle diese Aufgaben und die notwendigen neuen Projekte erfordern aber neben stetigem Gebet und fleißigen Helfern auch **eine gesicherte finanzielle Unterstützung**, um eine kontinuierliche Arbeit sicherzustellen. Hier ist das Institut auf die Hilfe der Freunde und Wohltäter angewiesen! Zu diesem Zweck wurde ein **Förderkreis gegründet**, der sich bewusst für die finanzielle Absicherung und Unterstützung des Institutes einsetzen soll, sei es mit dem Bemühen, das **Spendenaufkommen** durch Werbung neuer Wohltäter und Förderer zu verbessern oder mit kreativen Ideen, wie etwa durch **Benefizveranstaltungen**.

„Nicht jeder kann alles tun, aber jeder kann etwas tun!“ Alle gläubigen Christen sind aufgerufen mit ih-

ren verschiedenen Fähigkeiten und Begabungen, in jedem Lebensstand und in jeder Art von Beruf durch ein überzeugendes christliches Leben für den Herrn zu wirken – jeder an dem Platz, an dem er steht. Zusätzlich zu einem christlichen Lebenszeugnis kann es für Einzelne freilich auch sinnvoll sein, in Fragen des Glaubens eine noch größere Kompetenz zu erwerben, um in Kirche und Welt für dessen Weitergabe Verantwortung zu übernehmen. Denn Christi Wort gilt heute ebenso wie zu jeder Zeit: **„Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden!“** (Joh 10,9).

„Gott lieben“ ist nicht das erste Gebot von vielen. Es ist **das zentrale Gebot**, das alle anderen einschließt. Es ist nicht ein Appell an unser Gefühl, sondern ein Appell an unseren Willen. – Seine Erfüllung verlangt die Tat. **„Liebe ist Tat.“** sagt der heilige Vinzenz von Paul eindringlich und weiter: **„Es ist nicht genug, dass wir Gott lieben, wir müssen auch dafür sorgen, dass Ihn auch die anderen lieben!“**

Das **Institut St. Justinus** besteht seit nunmehr 15 Jahren. Anlässlich dieses kleinen Jubiläums wurde eine **„Festschrift“** gedruckt, die allen Freunden, Wohltätern und Mitarbeitern den aufrichtigen und herzlichen Dank für ihre jahrelange wertvolle finanzielle und geistliche Unterstützung zum Ausdruck bringt. Auch alle, die Interesse an der Verkündigungsarbeit des Institutes haben, können unter folgender Adresse die Festschrift bekommen:

Institut St. Justinus,
A-8630 Mariazell, Postfach 53
E-Mail: justinusermariazell@ready2web.net

St. Justinus-Philosophie und Märtyrer

„Er ist einer der bedeutendsten Apologeten der frühen Kirche, d.h. jener Kirchenschriftsteller des zweiten Jahrhunderts, die den christlichen Glauben in der Auseinandersetzung mit Heiden und Juden verteidigten und ihn zugleich in einer verständlichen Sprache gemäß den Denkkategorien der damaligen Zeit zu verbreiten suchten. Zwei der Werke Justins – die Apologie und der Dialog mit dem Juden Tryphon – sind uns überliefert. Darin beleuchtet er den göttlichen Schöpfungs- und Heilsplan, der in Jesus Christus, dem Logos, dem Wort Gottes, seine Erfüllung findet. Der Logos offenbarte sich den Juden in prophetischer Gestalt im Alten Testament; er zeigte sich auch den Griechen als „Samenkörner der Wahrheit“ in Philosophie und Dichtung. Das Christentum ist aber die geschichtliche und personale Offenbarung des Logos in seiner Ganzheit. Selbst die griechische Philosophie strebt nach Christus und dem Evangelium.“

Benedikt XVI.

Es gibt auch eine andere Möglichkeit

„Wirtschaftsweise fordern die Rente mit 69“ ist ein Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) vom 19.5.2011 überschrieben. „Wirtschaftsweise“ können bei uns noch notwendige Feststellungen aussprechen. Sie können nicht wie Politiker abgewählt werden. Politiker können allenfalls auf solche Feststellungen hinweisen, um die Bürger behutsam auf etwas einzustimmen, was unabänderlich zu sein scheint. Aber ist diese Entwicklung wirklich unabänderlich?

Fakt ist: Die Menschen leben länger und sie beziehen länger die Rente. Gleichzeitig nimmt die Zahl der Arbeitsfähigen ab, weil zu wenige Kinder geboren werden. Letzteres wird schon weniger laut gesagt. Die Konsequenzen, die sich aus der fehlenden Kinderzahl ergeben, nämlich der Zwang zu längerer Lebensarbeitszeit, werden von Vertretern der Sozialverbände und Gewerkschaften als „Quatsch“, „welfremd“ und „utopisch“ kommentiert. Das zeigt aber nur den Realitätsverlust, der dort eingezogen ist.

Der Zeitraum, um den es in der Diskussion geht, umfasst mehr als eine Generation, nämlich 50 Jahre. In diesem Zeitraum sind viele Veränderungen möglich. Ist es unmöglich, dass sich in dieser langen Zeit auch das generative Verhalten, konkreter, die Einstellung zum Kind, ändern kann? Die Bereitschaft Familien zu gründen, wieder mehr Kindern das Leben zu schenken, Kinder als eine Bereicherung und nicht zuerst als Last zu sehen, ist doch nicht ausgeschlossen. In keinem der Kommentare zur Rente mit 69 ist aber davon die Rede. Natürlich geschieht eine Veränderung nicht von selbst. Am wichtigsten ist die gesellschaftliche Aufwertung der Familien mit Kindern, die die Erziehung der Kinder wertschätzt und zusätzlich als Leistung für die Gesamtgesellschaft auch anerkennt. Die fehlende Wertschätzung dieser wichtigen Tätigkeit und die Diskriminierung der Hausfrauenarbeit haben zur demographischen Katastrophe geführt, vor der wir nun stehen.

Die Regierungsmitglieder schwören bei ihrem Amtseid, auf das Wohl

Auf dem Prüfstand

des Volkes zu achten und Schaden von ihm abzuwenden. Dazu gehört auch, dass sie eine vorausschauende Familienpolitik betreiben, die kommandes Unheil vom Volk abwendet.

Hubert Gindert

Was will das ZdK eigentlich?

„Die Zeit ist reif, Frauen als Diakoninnen zu weihen“, so lautet ein Antrag der „Frauenkonferenz“ des ZdK (Tagespost, 10.5.2011).

Da die diakonische Arbeit überwiegend von Frauen geleistet werde, seien sie in diesem Amt unverzichtbar. Die kirchliche Ämterhierarchie habe sich historisch entwickelt. Der Antrag fordert außerdem mehr Frauen in kirchlichen Führungspositionen. Nach wie vor würden sie nicht entsprechend ihrer Qualifikation, Kompetenz und Zahl berücksichtigt. Zusätzlich verlangt der Antrag „Formen der kooperativen Gemeindeleitung in den Bistümern einzuführen und Frauen an kooperativer Gemeindeleitung gleichberechtigt zu beteiligen“. (Tagespost 10.5.2011)

Der Vorsitzende des ZdK, Alois Glück, unterstreicht diese Forderungen in der Beilage „Christ und Welt“ der Wochenzeitung „Die Zeit“: „Frauen müssen auch in der Kirche Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung erleben, wie sie in der Gesellschaft weithin selbstverständlich geworden seien.“ „Eine vergleichbare Wertschätzung für Frauen ist in unserer Kirche nicht sichtbar“. Das Argument, die Kirche unterscheide sich von der Gesellschaft und man müsse Frauen die Gleichberechtigung verwehren, bezeichnete Glück als „Unfug“. (Augsburger Allgemeine Zeitung, 19.5.2011)

Die Forderungen nach dem Diakonat der Frau sind nicht neu. Sie werden nur in neuem Kontext vorgebracht: Einmal werden aufgrund des Priestermangels Pfarrgemeinden zusammengelegt und neue kooperative Formen der Gemeindeleitung eingeführt. Diese Chance wollen die ZdK-Frauen nutzen. Zum andern: Die durch Sexskandale geschwächte Kirche mit verunsicherten Bischöfen in Deutschland hält man nicht mehr für stark genug, dem Druck weiter Stand zu halten.

In den Forderungen werden bewusst kirchliche Ämter als „historisch gewachsen“ hingestellt, gesellschaftliche und kirchliche Strukturen gleichgesetzt sowie Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung in einen Topf geworfen. Die Kirche wird insgesamt aus der Perspektive des demokratischen Rasenmähers menschengemäß eingeebnet.

Am Gründonnerstag hat Jesus das Priestertum mit dem Auftrag „Tut dies zu meinem Andenken“ eingeführt. Beauftragt wurden die zwölf Apostel. Das ist also nicht historisch gewachsen. Als durch den Verrat und Tod des Judas das Apostelkollegium wieder auf zwölf aufgefüllt wurde, wurde ein Mann, nämlich Matthias, nicht demokratisch nachgewählt. Vielmehr wurde über die beiden Kandidaten gebetet und das Los geworfen. (Apg 2,23 - 26) Als die Apostel durch das Wachstum der Jerusalemer Gemeinde die diakonische Arbeit neben der Verkündigung des Wortes Gottes nicht mehr bewältigen konnten, wählte man sieben namentlich aufgeführte Männer für diesen Dienst aus, „betete über sie und legte ihnen die Hände auf“. (Apg 6,1-6)

Die Kirche verkörpert in ihrem eigentlichen Auftrag das Reich Gottes auf Erden, von dem Jesus zu Pilatus sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36) und in dem alle Ämter Dienstaufgaben sind. Nicht umsonst trägt der Inhaber des obersten Dienstamtes die Bezeichnung „Diener der Diener Christi“. Wenn es Inhabern von Dienstämtern um Macht und Umverteilung von Macht geht, dann ist es die Pervertierung des eigentlichen Auftrags. Im Übrigen haben auch innerhalb der Kirche Frauen schon früher hohe Dienstämter ausgeübt, ohne Diakone oder Priester zu sein z.B. Äbtissinnen, auch als Vorsteherinnen von Frauen-

und Männerklöstern (Birgittinnen). Der große Einfluss von Frauen im Verlauf der Kirchengeschichte, ohne dass diese nach den Weihen gedrängt hätten, ist jedem historisch Interessierten bekannt.

Die Gleichsetzung von Wertigkeit und Gleichberechtigung wird auch in der zivilen Gesellschaft nicht verwirklicht. Die verfassungsrechtlich geschützte gleiche Würde und Gleichwertigkeit führt nicht zur Übertragung gleicher Aufgaben an alle. Dass die Kirche in ihrer Geschichte für die Gleichstellung der Frau in der Gesellschaft viel geleistet hat, zeigt die Emanzipation von Frauen, die sie durch Ordensschulen erfahren haben.

Den ZdK-Frauen und ihrem Präsidenten muss all das bekannt sein. Sie wissen auch, dass die Bischöfe in Deutschland den Diakonat für Frauen nicht einführen können. Diese Forderungen laufen also darauf hinaus, einen deutsch-katholischen Sonderweg zu gehen. Wir können dem ZdK dabei nicht folgen. *Hubert Gindert*

„Tea Party“ als Lösung?

Am 7. Mai 2011 diskutierten die Teilnehmer des überregionalen „Ersten Konservativen Kongresses in Berlin“ über Fragen wie „Ist die CDU noch zu retten? Wie kann eine vorparteiliche deutsche ‚Tea-Party‘-Bewegung mobilisiert werden? Wie kann man eine weitere Zersplitterung der deutschen Konservativen in unzähligen Projekten und Kleinparteien aufhalten? Ist die Gründung einer neuen konservativen Partei eine Alternative?“

Hinter dem Berliner Kongress stehen insbesondere die rund 7.000 Unterzeichner der „Aktion Linkstrend stoppen“. Zusammengefasst sind die Überlegungen im Einladungsschreiben im Untertitel: „Deutsche ‚Tea Party‘ oder neue Partei?“

Der Berliner Kongress beabsichtigte offensichtlich nicht, eine neue Partei zu gründen. Denn im Einladungsschreiben wird ein ehemaliges CDU-Mitglied, nämlich der vormalige Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt, Prof. Dr. Werner Münch, mit folgenden Worten zitiert: „Die Erfahrung zeigt, dass eine neue Formation nur zu einer weiteren Splitterpartei ohne politische Bedeutung führt, und

davon gibt es schon genug. Ich will lieber per Öffentlichkeitsarbeit den kritischen Zustand der CDU und ihre Defizite beschreiben und damit versuchen, auf eine Veränderung in der Partei hinzuwirken.“

Das Zurückschrecken vor der Gründung einer neuen Partei geschieht, obwohl der CDU das „Überbordwerfen aller hergebrachten Grundsätze einer wertkonservativ-christlich-demokratischen Partei“ vorgeworfen wird.

Den politischen Parteien geht es darum, bei Wahlen möglichst viele Stimmen zu gewinnen, um ihre Ziele, die im Parteiprogramm niedergelegt sind, umzusetzen. Was ist aber zu tun, wenn eine Partei wie die CDU an der Macht ist, aber ihre christ-demokratischen Grundsätze im Panzerschrank verschließt? Auch das Fernbleiben potentieller christdemokratischer Wähler bei der letzten Bundestagswahl sowie bei der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen hat bei der Führung der CDU kein Umdenken gebracht. Was bleibt also den frustrierten christdemokratischen und christ-sozialen Gesinnungsfreunden angesichts nicht ernst zu nehmender Parteialternativen zu tun übrig? Die „Tea-Party“-Bewegung zeigt möglicherweise einen Weg zu politisch wirksamen Handeln auf. Sie will eine punktuelle Zusammenarbeit in bestimmten Fragen quer und über die Parteigrenzen hinweg. Die „Tea-Party“-Bewegung sprengt starre Strukturen und Parteifronten und kann bestimmten Gesetzesvorhaben eine Chance geben. Ein aktuelles Beispiel ist die Abstimmung zur Präimplantationsdiagnostik (PID). Hier gibt es Anhänger und Gegner in allen politischen Lagern. Kreative Katholiken sind gefragt, hat Papst Benedikt XVI. einmal angemerkt. Das gilt auch für die Politik!

Hubert Gindert

Man sollte Parteiprogramme vor der Wahl lesen!

Parteiprogramme geben die langfristigen Zielvorstellungen einer Partei wieder. Deshalb sollten Wähler sie genau unter die Lupe nehmen, bevor sie an die Wahlurne herantreten. Zielvorstellungen gehen weit über Events und Projekte wie „Stuttgart 21“ hinaus. Ob die Wähler das bei der Landtagswahl in Baden-Württemberg al-

les bedacht haben? Im Programm der Grünen zu dieser Landtagswahl lesen wir u.a.:

„Wir setzen uns ein für die Öffnung der Ehe für schwule und lesbische Paare und für eine vollständige Gleichstellung von lesbischen und schwulen Partnerschaften und Regenbogenfamilien im Hinblick auf das Adoptionsrecht und das Steuerrecht.

Wir unterstützen daher schwul-lesbische Jugendprojekte gerade im ländlichen Raum...

Baden-Württembergische Schulen sind angehalten, unterschiedliche sexuelle Identitäten als etwas Selbstverständliches zu vermitteln und wertneutral zu behandeln...

Wir setzen uns für die gleichberechtigte Teilnahme von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgendern, Transsexuellen und intersexuellen Menschen ein...

Vielfalt der Kulturen heißt auch Vielfalt der Religionen. Wir fordern daher Ethikunterricht von der ersten Klasse an.

Findet Religionsunterricht an staatlichen Schulen statt, müssen die Religionen gleich behandelt werden.“

Kardinal Höffner hatte noch den Mut, die Grünen als eine für Katholiken nicht wählbare Partei zu bezeichnen. Haben sich die Grünen in der Zwischenzeit so verändert, dass das nicht mehr gilt? Oder hat sich inzwischen auch bei den Katholiken das Koordinatensystem der Werte so verschoben, dass das Programm der Grünen viele nicht mehr stört?

Hubert Gindert



K-TV

K-TV Deutschland - Information:
Kapellenweg 7a,
D-88145 Opfenbach,
Tel.: 08385/924 98 90
E-Mail: ktv.wigi@googlemail.com
www.K-TV.at



radio horeb

radio horeb - HÖRERSERVICE
Postfach 1165
D- 87501 Immenstadt
Tel + Fax: 08323 9675-110
E-Mail: info@horeb.org
Home: www.horeb.org

„Dort herrschte eine ganz andere Stimmung...“

Aus Anlass des 60-jährigen Priesterjubiläums von Papst Benedikt XVI. sprach das PUR-Magazin mit dem irischen Moraltheologen Prof. P. Vinzenz Twomey SVD, einem Schüler und Doktoranden des Papstes, über ihn als Theologen und Lehrer (PUR-Magazin 6/2011, S.22; Hauptstr.22, D-88353 Kisslegg; www.pur-magazin.de). P. Twomey hat den Theologieprofessor Joseph Ratzinger als Freund des offenen Dialoges und sachlicher Auseinandersetzung kennen gelernt, wie aus seinen Interview-Antworten hervorgeht:

(...) Ich erinnere mich daran, wie ich ihn als Professor an der Universität erlebte. Ich hatte zuvor in Münster (Westfalen) bei einem damals sehr berühmtem Professor der Dogmatik studiert, ihn in Vorlesungen und Seminaren gehört. Aber dieser berühmte Theologe ließ keine Diskussion zu – er hatte selbst alle Antworten. Dann kam ich in das Doktorandenkolloquium von Professor Ratzinger. Dort herrschte eine ganz andere Stimmung. Es gab eine Freiheit der Diskussion und eine Offenheit, sowie auch die Herausforderung, die Wahrheit zu suchen und sich mit anderen Positionen auseinanderzusetzen.

Unser Kolloquium besuchten rund 30 Doktoranden, Habilitanden und Gäste, und die Meinungen gingen dort weit auseinander. Das ganze theologische Spektrum der Kirche war da vertreten. Alle fühlten sich dort zu Hause und konnten in seiner Anwesenheit diskutieren, auch wenn sie eine andere Meinung als die des Professor Ratzinger vertraten, gerade weil er die Meinung der anderen achtete und sich um objektive Sachlichkeit bemühte. (...)

„Das Stück, bitte!“

Auf ein Problem der Wieder- und Neuevangelisierung in unseren Breiten macht Alexander Garth, Pfarrer einer neuen evangelischen Gemeinde im Berliner Osten, in seinem Buch „Die Welt ist nicht genug“ aufmerksam (Gerth Medien, Aßlar 2010). Dort schreibt er:

(...) Über das Wiener Burgtheater erzählt man sich folgende Geschichte: Mitten im Stück hatte ein Schauspieler plötzlich einen Texthänger. Er wusste nicht weiter. Die Soffleuse flüsterte ihm die nächste Textzeile zu. Nichts geschah. Der Schauspieler starrte schweigend vor sich hin. Die Soffleuse versuchte es noch einmal, nun etwas lauter. Der Schauspieler blieb stumm. Noch einmal sprach die Soffleuse den Text vor, diesmal noch lauter und dazu die nächsten zwei Zeilen. Plötzlich wendete sich der Schauspieler zur Soffleuse um und zischte laut:

Zeit im Spektrum

„Keine Details bitte! Das Stück! Welches Stück?“

Ich habe den Eindruck, dass die Kirchen das Stück vergessen haben, das sie spielen sollen. Sie sind so mit ihrer Identität und mit Detailfragen beschäftigt, dass sie das große Ganze aus den Augen verloren haben. Das Stück heißt „Evangelium“, und es handelt von der Liebe Gottes zu allen Menschen. Diese Liebe kommt durch Jesus zu uns, in der Schönheit der Schöpfung und in der Erfahrung der rettenden Liebe durch den Heiligen Geist. Statt dieses Stück für die Welt zu spielen, ziehen sich die Kirchen in ihre Ecken, ihre Riten, ihre Sprache, ihr Milieu, ihre Kultur zurück. Fast alle kirchlichen Programme zielen einseitig auf die Versorgung der Insider. Kirchendistanzierte Menschen finden nur schwer einen Zugang (...) Menschen ohne kirchliche Sozialisation haben fast keine Chance, bei Gott und seiner Kirche eine Heimat zu finden (...)

Eine Frage hat absolute Priorität: „Erreichen wir die Menschen in unserer Umgebung, die ohne Glauben und Kirche leben?“ Denn, so schreibt Papst Benedikt XVI.: „Es gibt nichts Schöneres, als vom Evangelium, von Christus gefunden zu werden. Es gibt nichts Schöneres, als ihn zu kennen und anderen die Freundschaft mit ihm zu schenken.“ (S.169 ff)

„Wer oder was ist denn eigentlich maßgeblich in der Kirche?“

Das Pfarrerdienstgesetz, das die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) im Herbst 2010 beschlossen hat und homosexuelle Partnerschaften auch in evangelischen Pfarrhäusern zulässt, hat Protest und Widerstand hervorgerufen (Siehe „Spaltungstendenzen in der EKD“, in Fels 5/2011, S.156). Das Informationsblatt der evangelischen Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ brachte nun den Offenen Brief eines Arztes an den Ratsvorsitzenden der EKD, in dem zur „Kursänderung der evangelischen Kirche“ Stellung genommen wird (Nr.

266/Juni 2011; Sekretariat: Jakob-von-Stein-Straße 5, D-88524 Uttenweiler; E-Mail: Bekenntnisbewegung@t-online.de). Daraus einige Stellen:

(...) Ich schreibe Ihnen unter dem Eindruck einer sich über Jahre zunehmend abzeichnenden schrift- und bekenntniswidrigen Kursänderung der evangelischen Kirche, die mich zutiefst beunruhigt und die ich als alarmierend empfinde (...)

Angesichts dieser Entwicklungen stellt sich für nicht wenige evangelische Christen die ernsthafte Frage des Kirchenaustritts oder die eines Konfessionswechsels (...)

Die Heilige Schrift, welche doch die alleinige Norm für Lehre und Dienst, sowie die Grundlage der Sendung der Kirche in dieser Welt sein soll, wird in zunehmenden Maße missachtet. Entweder wird sie in Teilen, die nicht der „zeitgemäßen“ Auffassung oder den aktuellen gesellschaftlichen Forderungen entsprechen, ausgeblendet, mit neuen Inhalten gefüllt, außer Kraft gesetzt oder sogar ins Gegenteil verkehrt, zumindest aber so „entschärft“, dass sie sich gut in den jeweils vorherrschenden Zeitgeist einfügen lässt (...)

Als evangelisch-lutherisch geprägter Christ stelle ich mit Erstaunen fest, dass die Achtung und der Respekt vor dem „Wort des lebendigen Gottes“ bei unseren katholischen Geschwistern bisweilen größer zu sein scheint als vielfach bei uns – zumindest im gottesdienstlichen Gebrauch (...).

Wer oder was ist denn nun eigentlich maßgeblich in der Führung der Kirche: Mehrheitsentscheidungen? Anpassungen an gesellschaftliche Zwänge? „Political correctness“? Moderne Weltanschauungen? ... Sollte es nicht vielmehr Jesu Wort und Weisung sein? Warum wird dieses Wort in Frage gestellt, als dass es *uns* in Frage stellt? Wohin führt denn diese Relativierung der Schrift – letztlich doch dahin, dass die Kirche ihrem Herrn und ihrem eigentliche Auftrag gegenüber untreu und damit aber in ihren Worten unglaubwürdig wird? Kirche droht so letztlich zu einer Art „Verein“ zu werden und nicht mehr das zu sein, was sie eigentlich sein sollte, nämlich Kirche Jesu Christi! (...)

Als Arzt möchte ich in diesem Zusammenhang lediglich noch den schrift- und bekenntniswidrigen Umgang unserer evangelischen Kirche mit der Schwangerschaftskonfliktberatung erwähnen. Steht es der Gemeinde Christi eigentlich an, sich an der Ausstellung einer Bescheinigung zu beteiligen, welche für Tausende ungeborener Kinder tödliche Konsequenzen hat? Gäbe es nicht auch andere Wege der Beratung und Unterstützung von Schwangeren in Notsituationen? (...)

Es drängt sich mir unweigerlich der Eindruck auf, dass der Herr selbst, Jesus Christus, als das Mensch gewordene Wort

Gottes (Joh 1) nicht mehr ernst genommen wird. (...)

„Kinder haften für ihre Eltern – Kindesmissbrauch anderer Art

„Jede Zeit hat ihre besondere Herausforderung, die Wiedergewinnung der Treue als anerkannte und praktizierte Tugend ist die Herausforderung des 21. Jahrhunderts.“ – Das stellt Markus Spieker, 39, Redakteur im ARD-Hauptstadtbüro, (noch-)Single, in seinem Buch „Mono – Die Lust auf Treue“ fest (S.26; Pattloch Verlag, München 2011). Das Buch bringt – nach einem Jahr einschlägiger Recherchen – laut Umschlagtext eine schlechte und eine gute Nachricht. Die schlechte: „Die Treue verschwindet. Immer mehr Beziehungen gehen in die Brüche. Nichts bleibt. Schon gar nicht die Liebe.“ Die gute: „Die Treue feiert ein Comeback. Nicht in den Statistiken, dafür in den Sehnsüchten.“ Die nächste Frage: „Aber ist sie auch möglich?“ Die Antwort des Autors: „Das perfekte Rezept für Treue habe ich nicht. Treue ist ja auch kein Ziel, das man irgendwann erreicht, sondern eine Richtung, in die man geht. Ich will diese Richtung präzisieren, Hindernisse beschreiben und einen halbwegs sicheren Weg skizzieren. Wer eine Mitfahrgelegenheit in dieselbe Richtung sucht, ist bei »Mono« richtig.“ – „Hindernisse beschreiben“: In dem Kapitel „Kinder haften für ihre Eltern“ nennt der Autor Hindernisse, die es Kindern heute schwer machen, fähig zu einer Beziehung in Treue zu werden – einen Kindesmissbrauch anderer Art:

(...) Mich macht nicht nur besorgt, dass für immer mehr Kinder der Schutzraum der Familie wegfällt. Die Angriffe von außen auf die kindliche Psyche und Sexualität werden auch immer aggressiver. Damit meine ich nicht nur Pädophile, die sich physisch an Kindern vergehen, sondern auch die skrupellosen Geschäftemacher, die Kinder durch übersexualisierte Konsumangebote mental missbrauchen. Computerspiele, Videoclips, Songtexte, bei denen selbst Erwachsene knallrote Ohren kriegen, prägen heute den Alltag von Minderjährigen. Das ist das Ergebnis einer ungebremst fortschreitenden Ausweitung der Marktzone. Kinder sind gute Kunden, weil sie leicht manipulierbar sind. „Kinder“, habe ich von einem Marketingexperten gelernt, „sind wie das Afrika der Kolonialzeit“. Sie kriegen billigen Tand angedreht, für den die von Schuldgefühlen geplagten Eltern das Geld vorstrecken. (...)

Es geht nicht um eine konservative Lufthoheit über den Kinderbetten, sondern darum, die schlimmste Gülle aus den Kinderzimmern wegzupumpen. (...)

Man kann die Vitalität einer Gesellschaft nicht am Bruttoinlandsprodukt

ablesen. Wie erfolgreich eine Generation ist, lässt sich daran messen, wie sie die nächste erzieht: wie sie die Kinder auf das Gute einstimmt und vor dem Bösen schützt. (...)

Wer soll's machen?

Fragen zur künftigen medizinischen Versorgung alter Menschen warf Michael Feld in einem Beitrag für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ auf (8.6.2011, „Die Währung Ehre“). Wirtschaftsforschungsinstitute sagen zunehmenden Mangel an Ärzten und Pflegekräften voraus, aber selbst wenn es genügend gäbe: woher soll das ganze Geld kommen, sie zu bezahlen, „wenn uns der demographische Wandel erst in voller Härte trifft“? Feld gibt zu bedenken:

(...) Gerade jetzt, da Ärzte, Pfleger und ehrenamtliche Helfer immer mehr gebraucht werden, um alleine schon die volkswirtschaftlichen Konsequenzen einer alternden Generation klein zu halten, will niemand mehr für „Gotteslohn“ arbeiten, weil diese Währung in einer säkularisierten Gesellschaft keinen Gegenwert mehr hat. Soziale Tätigkeit hat auch gesellschaftlich kaum eine Lobby, bringt keinen Umsatz und kostet nur Zeit. Je älter die Patienten, desto mehr Zeit müsste aber angesetzt werden. Doch wer soll's machen? Die Nonnen sind ausgestorben, die Zivildienstleistenden werden abgeschafft, und die Ärzte und Schwestern haben keine Zeit. Damit aber geht das innere Band verloren, welches die helfende Hand mit menschlichen und moralischen Werten verknüpft, den „Beruf“ von einem Job unterscheidet. Ohne „Ehre“ wird ein helfender Beruf ad absurdum geführt, und seine Adepten brennen aus wie Weihnachtskerzen ohne Wachs. Man wird zynisch, abwehrend, uninteressiert, man verdrängt. (...)

Der demographische Wandel wird insbesondere im Gesundheitswesen nicht über Geld kompensierbar sein, denn die Motivation zu helfenden Tätigkeiten speist sich zu großen Teilen auch aus anderen Quellen als nur aus der Geldbörse. Ein positiv besetztes Klima für soziale Verantwortung und Bindung, Selbsterfahrung, humanistische, moralische und religiöse Werte inklusive Anerkennung wird dafür unverzichtbar sein.

Gespensische Anfänge

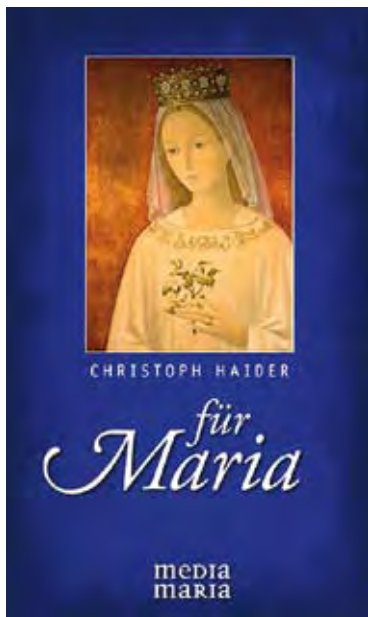
„Die gespensischen Anfänge der Gender-Theorie“ schildert ein Beitrag von Dr. Andrea Neuhaus im Informationsblatt der Europäischen Ärztekation („Medizin und Ideologie“ 3+4-2010, S. 49 ff; Postfach 200, A-5010 Salzburg): In der Überzeugung, jeder Mensch komme als psychologisch neutrales Wesen auf die Welt und

eine Geschlechts-Neuzuweisung sei möglich, wollte der Arzt Dr. John Money den Zwillingknaben Bruce Reimer, geb. 1965 in Winnipeg/Kanada, nach einer Verletzung seiner Genitalien ab dem Alter von 19 Monaten zu einem Mädchen machen: durch Kastration und andere Operationen, durch Hormongaben und konsequente Erziehung als Mädchen; Bruce wurde „Brenda“ genannt. Dr. Money veröffentlichte einen Bericht über den Fall und behauptete, aus dem eineiigen Zwillingspaar seien unauffällige, glückliche Kinder verschiedenen Geschlechts geworden, und für die Frauenbewegung der 70er Jahre galt der Fall dann als experimenteller Beweis für die kulturelle Bedingtheit der Geschlechtsunterschiede. Doch „Brenda“ war keineswegs glücklich, sondern wie auch der Bruder durch die Behandlung tief verstört und traumatisiert. Als er die Wahrheit über seine Geschichte erfuhr, beschloss er, als „David“ sein biologisches Geschlecht wieder anzunehmen, mit neuen Operationen und Hormonbehandlungen. Am 4.5.2004 nahm er sich – wie sein Bruder schon zwei Jahre zuvor – sein Leben. – Über die Nachwirkung des Falles schreibt Dr. Neuhaus u.a.:

Noch lange, nachdem David wieder zu seiner männlichen Identität zurückgekehrt war, behauptete Dr. Money, sein Experiment mit den Zwillingen sei gelungen. Er wollte seine Theorie nicht von der Realität korrigieren lassen. Erst 1997 erfuhr die Fachöffentlichkeit durch eine Veröffentlichung in einer Fachzeitschrift, dass sich David von Anfang an gegen die aufgezwungene Identität zur Wehr gesetzt hatte (...). Die auf Moneys Arbeit gegründete klinische Praxis wurde erst erschüttert, als David dem Schriftsteller John Colapinto erlaubte, seine Geschichte an die Öffentlichkeit zu bringen [in deutscher Sprache: John Colapinto, *Der Junge, der als Mädchen aufwuchs*, Walter Verlag, 2000].

Zwar hat David Reimers Fall Moneys Theorie auf tragische Weise widerlegt, doch der Einfluss des Forschers reicht noch immer weit. Denn Money hatte den Begriff „Gender“ geprägt, um das Selbstgefühl eines Menschen als männlich oder weiblich zu beschreiben (...) Auch Beauvoir-Epigonin Alice Schwarzer ließ sich nicht belehren und plädiert noch immer, wie schon in den 70er Jahren in ihrem Buch „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“, für die Aufhebung der Geschlechter. (...) David und Brian Reimer waren Opfer eines Wissenschaftlers geworden, der glaubte, die Natur nach seinem Belieben umgestalten zu können. (...) David durfte nicht sein, was er war und wozu er erschaffen war. Sein Schicksal zeigt das ganze Grauen, das entsteht, wenn Menschen glauben, ihre eigene Ordnung an die Stelle der Schöpfungsordnung setzen zu können

(Siehe dazu Seite 209 dieses Heftes: „Da kam die Referentin in Verlegenheit“)



Christoph Haider: Für Maria – Bibelorientierte Begegnungen, Verlag Media Maria, Erste Auflage 2011, 126 S., Euro 12,80, ISBN 978-3-9813003-6-9

Der schmale Band enthält 23 „Bibelorientierte Begegnungen“ mit der Gottesmutter Maria, abgefasst in flüssiger Sprache und mit zum Text passenden Illustrationen. Sehr empfehlenswert!

Hubert Gindert

Harald Seubert: Jenseits von Sozialismus und Liberalismus – Ethik und Politik am Beginn des 21. Jahrhunderts. Resch Verlag, Gräfelfing, 2011, 250 S., Euro 19,90, ISBN 978-3-935197-97-7

Der Philosoph Seubert ist der geistige Erbe von Günter Rohrmoser. Er diagnostiziert die Orientierungslosigkeit in unserer Welt und zeigt die Ursachen dafür auf: Die Widersprüche in unserer Gesellschaft und vor allem die grundlegenden Fehler des Sozialismus und des Liberalismus. Diesen Mängeln stellt er die sittlichen Grundlagen eines Staates gegenüber: Die Familie und das Christentum, weil dieses die Würde und das Recht jedes einzelnen Menschen gewährleistet. Die Katholische Soziallehre spielt hier eine wichtige Rolle. Der Autor weist auch dem authentischen Erbe Hegels losgelöst von den Ideologien der „Rechts- und Linkshegelianer“, einen Platz zu. Seubert fordert eine zweite, eine christliche Aufklärung. Er sieht in der gewachsenen europäischen Kultur aussichtsreiche Wege in die Zukunft. Aus der Diagnose erwächst folgerichtig die Therapie. Die ethische Grundlegung für Politik und Wirtschaft muss aus der Religion kommen.

Eduard Werner

Ingo Resch: Islam und Christentum – ein Vergleich. Mit einem Vorwort von Nassim Ben Iman. Resch-Verlag, Gräfelfing, 72 S., Euro 8,90, ISBN 978-3-935197-98-4.

In dem knappen Umfang von 72 Seiten stellt der Verleger Resch den Unterschied zwischen Islam und Christentum dar. Er stellt u.a. Grundaussagen der Bibel den Lehren des Korans gegenüber. Während beispielsweise Christus einer Ehebrecherin verzeiht und zu ihren Anklägern sagt „Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein“, lässt Mohammed eine Ehebrecherin steinigen. Während die Ausbreitung des Islam mit Gewalt und ohne Rücksicht auf den freien Willen des Individuums zu geschehen hat, darf die Ausbreitung des Christentums authentisch nur unter Beachtung der Freiwilligkeit geschehen. Während Christen Nordafrika und Südeuropa friedlich missionierten, hat der Islam diese Länder anschließend mit Gewalt und blutig für den Islam gewonnen. In diesem Zusammenhang haben Mohammedaner kein schlechtes Gewissen, während von den Christen für ihre Verteidigungsanstrengungen mit den Kreuzzügen sehr wohl ein schlechtes Gewissen verlangt wird. Im Koran wird Gewalt legitimiert, in der Bibel wird dagegen die Feindsiebe empfohlen. Daraus ergibt sich auch der unterschiedliche Märtyrerbegriff. Im Christentum gilt als Märtyrer, wer passiv und wehrlos für seine Überzeugung den Tod erleidet. Im Islam gilt dagegen als Märtyrer, wer aktiv als Selbstmordattentäter stirbt und dabei Unbeteiligte mit in den Tod reißt. Ein Moslem darf Ungläubige töten oder zumindest ausbeuten. Der Autor zeigt, dass Islam und Christentum unüberbrückbare Gegensätze verkörpern. Die leicht lesbare Darstellung besticht durch ihre knappen und klaren Formulierungen. Sehr zu empfehlen.

Eduard Werner



Mit Interesse und großer Freude habe ich Ihren Beitrag in „Der Fels“, Heft Juni 2011 über den aus Prachatitz stammenden Bischof Neumann gelesen. Ich bin selbst im Kreis Prachatitz im Böhmerwald geboren und habe aus Anlass des 150. Todestages des Heiligen im Jahr 2010 und des 200. Geburtstages in diesem Jahr Material gesammelt, das in zwei Heften des „Böhmerwälder Heimatbriefes“ seinen Niederschlag fand. Ich möchte Ihnen diese beiden Hefte mit diesem Brief zukommen lassen. Wir ehemaligen Bewohner des Kreises Prachatitz bemühen uns sehr, das Andenken an unseren Böhmerwaldheiligen zu fördern und haben u.a. auf dem Dreissessel-Berg ihm zu Ehren im Jahre 1980 eine Kapelle errichtet. Umso mehr freut uns, wenn auch von anderer Seite Bischof Neumann ins Gespräch gebracht wird, und wir möchten Sie bitten, darin fortzufahren.

Friedrich Weiß, Krumbach

Sühnenacht Sühneanbetung

Marienfried: 02.07.2011 · ab 14.00 Uhr
· Anbetung d. Allerh. u. Beichtgel. · hl.
Messe · feierl. Hochamt · Beichtgel. ·
Hinweise: 07302-92270

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Augsburg

17. Juli 2011 · Kirchfahrt · Treffpunkt
Gunzenheim Kirche St. Thomas · 15:00
Uhr · Führung · Weiterfahrt nach Fünf-
stetten · Fahrt mit Privat-PKW · Hinwei-
se: Tel.: 08191-22687

Bamberg:

23. Juli 2011 · Wallfahrt nach Eichstätt zu
den Bistumspatronen, den hll. Willibald
und Walburga · Geistliche Leitung: Pfr.
Wolfgang Tschuschke · Abfahrt 7.00 Uhr
am Betriebshof des Omnibusunterneh-
mers Udo Grampp in Bischberg · Haupt-
straße 123 c · 7.20 Uhr am P+R-Platz
Heinrichsdamm · 7.25 Uhr an der südli-
chen Promenade (OVF-Bushaltestellen)
· 7.35 Uhr am Bahnhofsvorplatz.
Weitere Haltestellen unterwegs nach Ab-
sprache möglich, z. B. in Erlangen.
Beichtgel. u. hl. Messe in der „forma ex-
traordinaria“ in der Wallfahrtskirche St.
Marien in Eichstätt-Buchenhüll.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Felizitas Küble
Schlesienstr. 32
48167 Münster - Angelmodde
- Vikar Patrick Lier
Bahnhofplatz 3a
CH 8953 Dietikon
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prälat Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos
Kollegium Albertinum
Adenauer Allee 19, 53111 Bonn
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3 A, 82346 Andechs

Nach dem Mittagessen in Eichstätt:

- Gebet am Grab des hl. Willibald
im Dom, Besichtigung des Doms.
- Sakramentsandacht in der Abtei-
und Wallfahrtskirche St. Walburg,
der Grabeskirche der hl. Walburga,
anschl. Führung durch die Kirche.
- Abendessen in Erkerling bei Kinding.
Rückkehr in Bamberg: ca. 20.30 Uhr
Fahrpreis 18,00 einschl. Führungen.
Anmeldung bei Dr. Ludwig Röhler ·
Kloster-Banz-Str. 2 · 96052 Bamberg ·
Tel.: 0951-39016 · Mobil: 0170-1643888
· E-Mail: ik-bamberg@roemiko.de

München:

12. Juli 2011 · 18:00 Uhr · Hansa Haus
· Brienerstraße 39 · 80333 München ·
H. H. P. Manfred Amann vom Freundes-
kreis Maria Goretti: „Die aufgezwunge-
ne Schul-Sexual‘erziehung‘. Was sagt
die Lehre der katholischen Kirche dazu?“
Hinweise: 089-605732 · E-Mail: Hans.
Schwanzl@t-online.de

Liborius Wagner-Kreis (Würzburg):

17. Juli 2011 · 16:00 Uhr · St. Burkar-
dus-Haus · Am Bruderhof 1 (hinter dem
Dom) · 97070 Würzburg · Univ.-Prof. Dr.
Reinhold Ortner · Unsere Gesellschaft
vor dem Zerfall? - Warum religiöse Er-
ziehung unabdingbar ist · zuvor: 15.00
Uhr · Gebet der Vesper in der Hauska-
pelle des Burkardushauses · Hinweise:
Tel.: 06022-20726 · www.liborius-wag-
ner-kreis.de

23. Internationale Theologische Sommerakademie Aigen 2011

29. - 31. August 2011 · Thema: „Wer
euch hört, der hört mich – Zum Ver-
hältnis von Offenbarung, Tradition,
Hl. Schrift und Lehramt · Hinweise:
Linzer Priesterkreis · Am Südhang
1 · A-4133 Niederkappel · (0043)
07286-75868

Messfeiern nach dem Motu Pro- prio „Summorum Pontificum“

Die Freunde der tridentinischen Mes-
se möchten wir auf nachstehende E-
Mail Adresse hinweisen, dort können
sie aktuelle Orte und Zeiten finden:

<http://www.pro-missa-tridentina.org/heilige-messen/regelmaessige-gottesdienste.htm>

Gebetsanliegen des Hl. Vaters im Juli 2011

**1. Dass Christen dazu beitragen,
vor allem in den ärmsten Ländern
das materielle und geistige Lei-
den der Aidskranken zu lindern.**

**2. Für die Ordensschwwestern, die
in den Missionsländern tätig sind,
dass sie Zeugen der Freude des
Evangeliums und lebendiges Zei-
chen der Liebe Christi sind.**

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,
e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;
Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.,
Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;
Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,
Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu In-
landsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN
(=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl
die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Walter Klingenbeck – ein Opfer des Münchner Widerstandes

Die Nazis bezeichneten München gern als „Hauptstadt“ ihrer Bewegung, weil die NSDAP in München gegründet wurde. In Wahrheit war aber München eher die Hauptstadt des Widerstandes. Das zeigen viele Widerstandsgruppen und ihr Rückhalt im Volk. Nach den Wahlanalysen von Matthias Rösch kam die NSDAP bei den letzten freien Wahlen in München nämlich nur auf 18,6% der Stimmen. Das war wenig im Vergleich zu anderen deutschen Städten. Vielen Menschen verlieh damals die katholische Kirche die moralische Kraft, für ihre universale Werteordnung auch unter Lebensgefahr einzutreten. Dies wird auch am Schicksal des jungen Katholiken Walter Klingenbeck deutlich.

Er wurde 1924 in München in eine religiöse Familie hineingeboren. Geprägt wurde er auch in seiner Pfarrgemeinde. Dort wurde er schon als Kind Mitglied der Katholischen Jungschar St. Ludwig. Mit Begeisterung nahm er an den Gruppenstunden und Wanderungen seiner Gruppe teil. Sein Vater lehnte als Mitglied der Marianischen Männerkongregation (MC) den Nationalsozialismus als neuheidnische Germanenideologie prinzipiell ab, was schon auf den jungen Walter und dessen Freunde stark abfärbte. Neben den Eltern Klingenbeck prägten zwei Priester die Jugendlichen der Pfarrei St. Ludwig. Das waren der Kaplan Georg Handwerker und der selige Pater Rupert Mayer. Am 19. Mai 1935 – drei Tage nach Erlass der Nürnberger Rassengesetze – erteilte Kaplan Handwerker in der Amalien-schule Religionsunterricht. Dort war auch Walter Klingenbeck. Der Kaplan sprach sehr positiv über das jüdische Volk und ließ die Schüler in ihr Religionsheft schreiben „Die Rein-



heit seiner Gottesidee und die Höhe seiner sittlichen Gesetze sind einzigartig in der Welt“. Die Politische Polizei erfuhr das und leitete daraufhin Ermittlungen gegen den Religionslehrer ein. Befragt wurden vor allem die nationalsozialistisch eingestellten Jugendlichen, nicht aber solche, die in der katholischen Pfarrjugend organisiert waren. Diese hatten dagegen kaum Gelegenheit, für ihren Kaplan auszusagen. Das führte zu einer erbitterten Parteinahme von Eltern und Schülern für Kaplan Handwerker, zumal Kaplan Handwerker scharfe Polizeiverhöre und Hausdurchsuchungen erleiden musste. Walter Klingenbecks mutiges Eintreten für die Kirche und sein Mitleid mit den Juden wurden dadurch gefestigt. Als die Nazis 1936 begannen, katholische Jugendvereine aufzulösen und sie ungefragt in die verabscheute Hitlerjugend zu überführen, steigerte dies bei Klingenbeck die Ablehnung des herrschenden Systems. Zusammen mit seinem Vater hörte er Radio Vatikan, der die kirchenfeindliche Politik der Nazis aufzeigte. Das Hö-

ren ausländischer Sender veranlasste den jungen Walter, Radiomechaniker zu werden. Nach Kriegsbeginn 1939 wurde das Abhören ausländischer Radios verboten. Vater Klingenbeck beendete daraufhin das Abhören von Radio Vatikan, nicht aber der Sohn Walter. Er bezeichnete das Verbot als Bruch des Konkordats und hörte weiter. Dann begann er zusammen mit einigen Freunden, Material zu sammeln für den Aufbau eines „Schwarzsenders“. Nach wenigen Jahren wurde Klingenbeck von der Polizei verhaftet. Der berühmte Volksgerichtshof ermittelte gegen Walter Klingenbeck folgende Straftaten: Das Abhören ausländischer Sender und das Weiter-sagen des Gehörten, sowie das Verbreiten von Gräuelnachrichten über die Nazis. Hier zeigte sich: Wer Verbrechen begeht, will seine Verbrechen nicht vorgehalten bekommen. Weitere Anklagepunkte waren „das Vorbereiten von Flugschriften und der Aufbau eines Schwarzsenders. Für diese Taten wurde Walter Klingenbeck zum Tode verurteilt und am 5. August 1943 hingerichtet. Die Todesurteile seiner Freunde Daniel von Recklinghausen, Erwin Eitel und Hans Haberl wurden zu acht Jahren Zuchthaus umgewandelt.

Vor seinem Tod schrieb Klingenbeck an Hans Haberl: „Ich habe soeben die Sakramente empfangen und bin ganz gefasst. Wenn Du etwas für mich tun willst, bete ein Vaterunser.“ Heute erinnern ein Walter-Klingenbeck-Weg bei St. Ludwig und eine Walter-Klingenbeck-Schule an diesen jungen Helden. Goethe schreibt im Tasso: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, nach 100 Jahren klingt sein Wort und seine Tat der Nachwelt wider.“

Eduard Werner